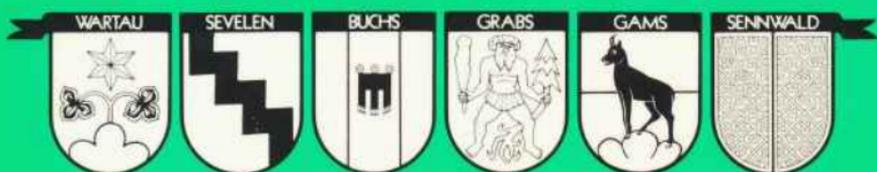


WERDENBERGER BÜCHER-REIHE BAND 10



DAS GEHEIMNIS DER KIRCHE VON GRETSCHINS

Jakob Vetsch-Thalmann

BuchsDruck und Verlag

Das Geheimnis der Kirche von Gretschins

Dieses Buch widme ich in freundschaftlichem Andenken

KASPAR GABATHULER-HERMANN

(4. August 1924 – 8. Mai 1991),

welcher der evangelischen Kirchgemeinde Wartau-Gretschins in den zwanzig Jahren von 1966 bis 1986 als Kirchenvorsteher und Betreuer des Baufaches diente und uns die Liebe zum Gotteshaus von Gretschins erschloss.

Jakob Vetsch-Thalmann

Das Geheimnis der Kirche von Gretschins

Symbolik im alten Kirchenbau, dargestellt an der
St.Martinskirche Wartau-Gretschins

«Wir haben diesen Schatz in irdenen Gefässen,
damit die überragende Grösse der Kraft
Gott angehöre und nicht von uns stamme.»

2. Korinther 4, 7

Die Herausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch:

Amt für Kulturpflege des Kantons St.Gallen

Politische Gemeinde Wartau

Ortsgemeinde Wartau

Schulgemeinde Wartau

Spar- und Leihkasse Wartau-Sevelen

Raiffeisenbank Oberschan

Evangelische Kirchgemeinde Wartau-Gretschins

© BuchsDruck und Verlag, Buchs SG, 1991

Gesamtherstellung: BuchsDruck/Buchdruckerei Buchs AG, Buchs/SG

ISBN 3-905222-61-7

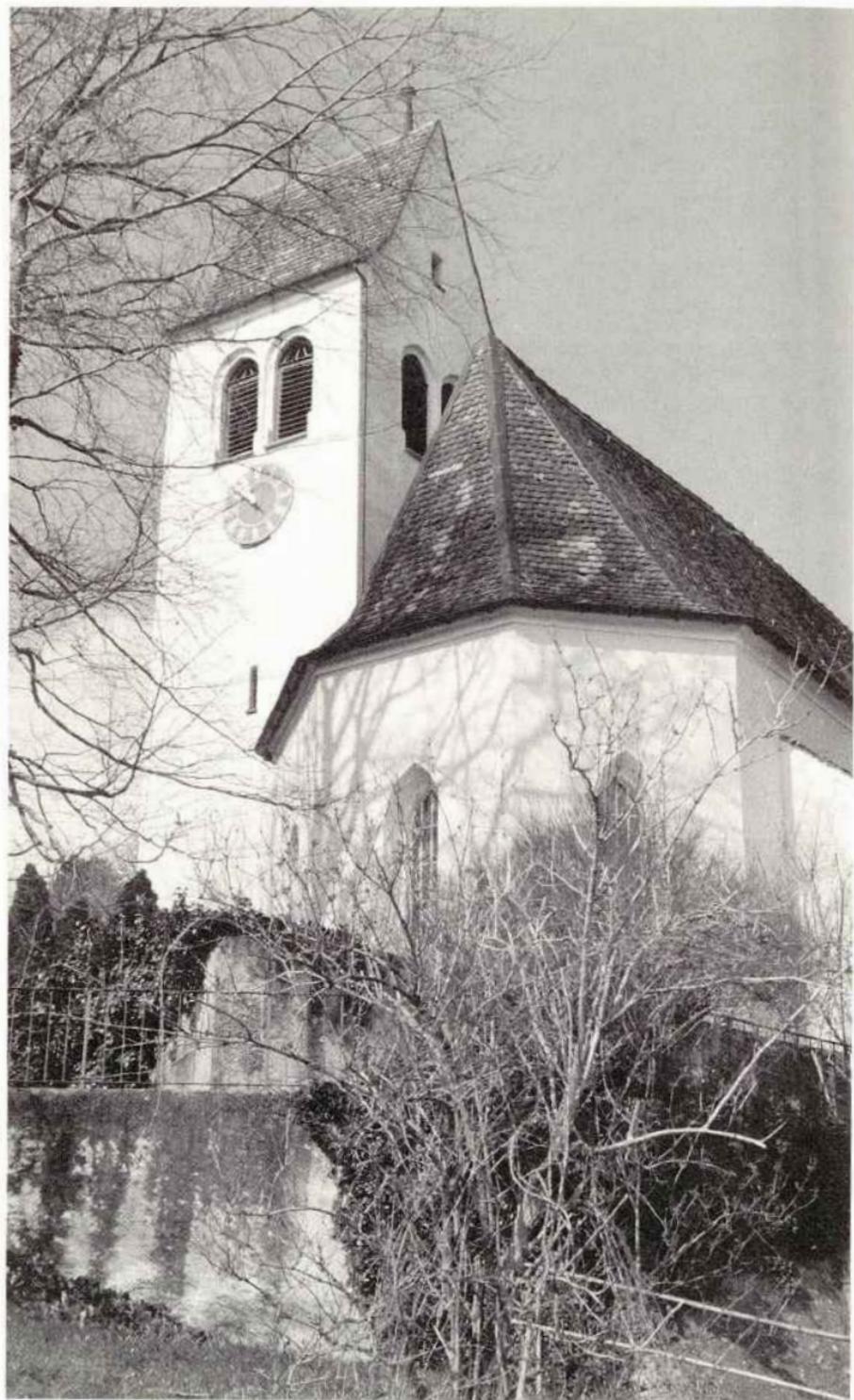
INHALT

Der Weg	7
Der Baum	15
Die Orientierung	45
Die Harmonie	71
Literaturauswahl	83

DER WEG

«Tretet an die Wege und sehet,
forschet nach den Pfaden der Vorzeit,
welches der Weg des Heils sei;
den geht, so werdet ihr Ruhe finden
für eure Seelen.»

Jeremia 6, 16



Wer zur Kirche geht, macht sich buchstäblich und im übertragenen Sinne auf den Weg.

Er rüstet sich für den Kirchgang, verlässt sein Zimmer, die Wohnung, das Haus. Er tritt aus seiner gewohnten Umgebung, kommt aus sich heraus, bricht auf. Er ist bereit, zu wandern, sich zu verändern, um nachher wieder sein Zuhause aufzusuchen.

Haus und Weg, Bleiben und Wandern machen unser Dasein und Unterwegssein aus. Sie stehen in einer Spannung zueinander, die im rechten Verhältnis zur Harmonie wird. Das Haus ist ein Raum, der einen Mittelpunkt hat; der Weg zieht den Menschen in die Ferne, bringt ihn ans Ziel. Der ruhelose Wanderer findet sein Glück ebensowenig wie der träge Bleibende.

Das Leben zwischen Wohnen und Wandern findet seinen schönsten literarischen Ausdruck im beliebten Psalm 23: «Der Herr ist mein Hirte . . . zur Ruhstatt am Wasser führt er mich . . . er leitet mich auf rechtem Pfade . . . Und ob ich schon wanderte im finstern Tal . . . Du deckst mir den Tisch . . . und ich werde in des Herrn Hause weilen mein Leben lang.» Da wird ganz deutlich, dass sich das Leben zwischen Bleiben und Wandern bewegt. In beidem ist es angewiesen auf Kraft und Führung.

Unsere Religion ist ursprünglich eine Wegreligion und Jahwe ein Weggott. Das hat seinen Grund im Nomadentum der israelitischen Stämme, das bis heute einen menschlichen Wesenszug widerspiegelt. Das häufigste hebräische Wort für Weg findet sich im Alten Testament über 700 Mal. Ich denke aber auch an die Wanderungen Jesu, die in den Evangelien des Neuen Testaments auffallend ausführlich beschrieben werden, oder an sei-

nen Lebensweg, der zum Kreuzweg wurde, an den Weg der beiden Jünger von Emmaus nach Jerusalem (Lukas 24, 13–31), auf welchem sie dem auferstandenen Herrn begegnen, und an das berühmte Wort Jesu «Ich bin der Weg» im Johannes-Evangelium 14, 6, das den Heilsweg meint. Die Bibel ist voller Weggeschichten. Sie will uns auf den rechten Weg leiten, und sie sagt uns den Schutz und die Behütung durch Gott auf diesem Weg zu.

Wenn wir auf das Leben eines Menschen zurückblicken, nennen wir es sinnfällig Lebens-lauf. Das Leben ist ein Lauf, ein Gang, ein Weg.

Der Liederdichter Paul Gerhardt (1607–1676), der im Laufe seines Lebens von schweren Schicksalsschlägen ereilt wurde, hat mit dem Kirchenlied 275 ein wunderbares Weglied geschrieben: «Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt, der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt. Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuss gehen kann . . . Weg hast du allerwegen, an Mitteln fehlt's dir nicht; dein Tun ist lauter Segen, dein Gang ist lauter Licht . . .» Feinsinnig bindet der Dichter den Weg des Menschen in den Kosmos ein, den der Schöpfer geschaffen hat, und er vertraut darauf, dass Gott auch für ihn einen Weg weiss. Wenn wir nicht mehr weiter wissen oder «aus dem Tramp gefallen» sind, braucht es Vertrauen in den Urgrund des Lebens. Wo dieses Vertrauen nach und nach gewonnen wird, stellt sich ein Weggenuss ein. Weggenuss – ein Wort, das heutzutage, wo Wege möglichst abgekürzt und gemieden werden, Seltenheitswert hat. Ich glaube, es wäre eine Anregung, Wege dann und wann wieder zu Fuss zu gehen und den Weggenuss bewusst einzuüben, darauf zu achten, was Leib und Seele unterwegs bewegt, was wir wahrnehmen an Unangenehmem und Schönem, was wir entdecken, was wir sehen, hören, fühlen, wem wir begegnen . . .

Im alttestamentlichen Prophetenbuch Sacharja (2, 6) steht das Wort geschrieben: «Von den vier Winden des Himmels sammle ich euch, spricht der Herr.» Auf die Gottesdienstgemeinde, die sich in der St.Martinskirche von Wartau-Gretschins versammelt, trifft dies konkret zu. Das Gotteshaus im Kirchdörfchen Gretschins liegt inmitten der ihm zugehörigen Dörfer und Weiler. Die Gottesdienstbesucher erreichen ihre Kirche auf

vier Wegen aus den Dörfern Malans, Oberschan, Fontnas und Weite sowie aus den Weilern Murris und Plattis. Sie treffen sich im kirchlichen Mittelpunkt ihrer Kirchgemeinde am Gottesdienstort und erfahren dort nach zurückgelegtem Weg die Gemeinschaft der Gläubigen und die Nähe Gottes. Wer sich auf diesen Weg begibt, bleibt nicht allein. Er ist mit anderen unterwegs zum selben Ziel. Wie sie ist er vom gleichen Herrn der Kirche dazu aufgerufen, in seine Gemeinschaft zu treten.

Gretschins ist der einzige bergwärts gelegene Gottesdienstort des Bezirkes Werdenberg. Möglicherweise hat es auch von daher seinen eigenartigen, romanisch anmutenden Namen, der sich jedoch nicht aus der romanischen Sprache erklären lässt. Durch den Fund einer rätischen Inschrift in Wartau angeregt, hat der 1988 in St.Gallen in hohem Alter verstorbene Altphilologe Linus Brunner eine Herleitung aus dem Rätischen gewagt, das er mit Hilfe semitischer Sprachen ins Deutsche überträgt. In seinem im Jahre 1987 durch das Amt für Kulturpflege des Kantons St.Gallen herausgegebenen Buch «Die rätische Sprache – enträtselt» (S. 74) mutmasst er, dass Gretschins, alt Cracennes, wohl Bergheiligtum bedeute und von akkadisch haru (Heiligtum) und kinnu (Berg) stamme. Die erste Kirche vermutet er auf dem heutigen Burghügel hinter der Ruine Wartau, die offenbar einst auf dem Platze eines alten rätischen Heiligtums gebaut worden war. Bei Ausgrabungen durch eine Archäologengruppe der Universität Zürich ist an jener Stelle 1985 tatsächlich unter mehreren Kapellenböden ein sonderbarer Halbkreis von Steinen entdeckt worden, der bisher nicht gedeutet werden konnte, aber im bündnerischen Castiel-Carschling einen Vergleichsfund besitzt. Diese in der Erde gelegenen Steinhalbkreise sind wahrscheinlich prähistorisch, was meines Erachtens die These von Prof. Dr. Linus Brunner erhärtet. Demnach würde Gretschins Bergheiligtum (oder dann Heiligenberg) heissen und auf ein noch älteres, auf naher Anhöhe gelegenes vorchristliches Heiligtum zurückgehen. Christliche Andachtsstätten hat man gerne auf heidnische Heiligtümer gebaut, weil das gute Orte waren und auf diese Weise die alten Religionen besser verdrängt werden konnten, so wie man auch deren Festzeiten durch christlich interpretierte Feste besetzte. Das Christentum hat sich durchgesetzt, indem es alte Orte und Bräuche neu belegte und belebte.

Der Ortsname Gretschins geht demnach mit aller Wahrscheinlichkeit auf ein uraltes nahes Heiligtum zurück, und auch die jetzige Kirche steht auf einem alten Ort der Andacht. Sie wurde im Jahre 1493 erbaut und hat laut Mauerfunden aus den vierziger Jahren deren zwei je kleinere Vorläuferinnen, deren eine wohl um 1200 n. Chr. und deren andere wohl schon vor 1000 n. Chr. erstellt wurden.

Wer die Gretschiner Kirche aufsucht, begibt sich an einen über tausendjährigen Ort der Andacht. Er weiss sich verbunden mit der gegenwärtigen christlichen Gemeinschaft, aber auch mit all jenen, welche in diesen vielen, wechselvollen Jahrhunderten diesen Ort mit ihrer Freud und ihrem Leid, mit ihrem Hoffen und Bangen aufgesucht und Kraft, Trost und Zuversicht für ihre Seelen gefunden haben.

Vor einiger Zeit waren meine Frau Susanne und ich zur Amtseinssetzung eines Freundes von uns in die Kirche einer grösseren Ortschaft im Bernbiet eingeladen. Wir mussten uns schon früh auf den Weg machen, und als wir in jener Ortschaft dem Zug entstiegen, drängte die Zeit. Wir kannten die Lage der Kirche, die vom Bahnhof aus nicht sichtbar war, nicht, und ein rettendes Taxi stand auch nicht bereit. Wohl erklärte uns die Frau am Kiosk geduldig den Weg, aber da gab es so viele Rechts und Links, dass uns nichts anderes übrig blieb, als einfach mal draufloszulaufen in der Hoffnung, es sei die rechte Richtung. Und siehe da: allmählich drang das volle Glockengeläut an unsere Ohren . . . Dankbar hörten wir darauf, und wir liessen uns auf dem Weg zur Kirche vom Klang der Glocken leiten. So fanden wir das Gotteshaus, das wir gerade noch rechtzeitig erreichten.

Glocken spielen im Kirchenbau und im Leben der christlichen Gemeinde eine grosse Rolle, die jedoch nurmehr selten die gebührende Beachtung findet. Ihre beste psychologische Würdigung habe ich in einem Buch von Regina Abt-Baechli mit dem Titel «Der Heilige und das Schwein» gefunden. Sie legt dort eindrücklich dar, wie Glocken dazu geeignet sind, das äussere Leben mit dem inneren zu verbinden. Sie wecken die Hellhörigkeit der Stimme, die im Menschen wohnt, und halten das Wissen um etwas Höheres wach, das immer in Gefahr ist, vom dunklen Unbewussten wieder verschluckt zu werden.

Glocken rufen herbei, sie stimmen zur Besinnung ein und

senden uns danach wieder aus. Sie fordern uns zum Herweg auf, und sie begleiten uns auf dem Weg nach Hause. Oftmals über Jahrhunderte hinweg sind es dieselben Glockenklänge, welche zu bestimmten Tageszeiten läuten, den Stundenschlag angeben und zum Gottesdienst, zur Taufe der Kinder, zur Hochzeit oder zur Beerdigung ertönen. Selbst Leute, die wenig oder nie zur Kirche gehen, vermissen das Glockengeläut, wenn es einmal aussetzt. Ganz zu schweigen vom alten Jahr, das die Glocken ausläuten, und vom neuen Jahr, das eingeläutet wird.

So nehmen Glocken im Leben der Menschen und ihrer Gemeinschaften eine stabilisierende Funktion wahr, die der Ausgeglichenheit dient. Dorfgemeinschaften, die sich befriedeten, haben einander zu früheren Zeiten die Kirchenglocken gestohlen, und man wusste damals noch, was man sich damit antat . . . Glocken halten uns im Takt, sie stellen uns in eine Ordnung, in einen geregelten Tages-, Wochen-, Jahres- und Lebensablauf hinein. Sie helfen uns über die Nahtstellen des Lebens hinweg und lassen uns Schwellen überschreiten. Und sie sollen uns davor bewahren, dass das Wissen um das Göttliche im Menschen untergeht. Es geht um den Lauf durch die Zeiten auf die Ewigkeit zu, um den rechten Weg zum Heil des Menschen und der Menschheit.

Unsere Sprache weiss noch um diese alte, tiefe Bedeutung der Glocken, pflegen wir doch auch im übertragenen Sinne zu sagen: «Ich habe es läuten gehört.» Wir meinen damit, dass wir etwas gemerkt haben, uns etwas ins Bewusstsein gekommen ist, sich in uns eine Stimme zu Worte gemeldet hat, der wir folgen wollen. Wir möchten dann etwas an die Hand nehmen, jemandem entgegenkommen, uns auf den Weg machen. Glocken haben mit dem Weg und dem Innehalten des Menschen zu tun.

Die drei Kirchenglocken von Gretschins sind uralt. Die kleine und die mittlere wurden 1484 (also im Geburtsjahr des Reformators Ulrich Zwingli) durch Glockengiesser Ulrich Fend in Chur gegossen. Sie tragen nebst der Jahrzahl die Inschrift «rex glorie veni cum pace», das heisst ins Deutsche übersetzt «König der Herrlichkeit, komm mit Deinem Frieden!» Wenn man die Weisheit Platons, dass Veränderungen in der Musik Regierungswechsel bewirken, bedenkt, dann kann man sich fragen, ob der Ton der neuen Glocken (und auch der neue Kirchenbau von 1493) die Einführung der Reformation begünstigt hat. Jeden-

falls war das damals ein allgemeiner Neuaufbruch, zu welchem auch die äusserlichen Veränderungen an der Kirche passten. – Die dritte, grosse Glocke wurde anno 1658 durch Gaudenz Hempel ebenfalls in der Stadt Chur gegossen. Sie trägt die Inschrift «Harbey ruof ich mit lautem Hall. Zhören Gotts Wordt. Drumb kumet all.» Das ungefähre Gewicht einer solchen Glocke beträgt ganze 900 Kilogramm. Diese und weitere Angaben finden sich in Jakob Kuratlis «Geschichte der Kirche von Wartau-Gretschins» (S. 324–327). Man kann sich ausmalen, wie diese alten Glocken aus den Jahren 1484 und 1658 ganze Generationen von Gläubigen auf ihrem Lebensweg in Freud und Leid begleiteten. Es muss für einen Einheimischen ergreifend sein, zu wissen, dass dieselben Glocken allen seinen Familienangehörigen und Ahnen in leichten und schwierigen Zeiten durch den ganzen Lebensweg hindurch geläutet haben.

Es fällt mir auf, dass Kinder oftmals ganz von sich aus nach Gottesdiensten den Mesmer in freudigem und gespanntem Erwarten drängen, ihnen die Turmtür zu öffnen und die Glocken zu zeigen. Es muss für Kinder besonders faszinierend und wohl auch etwas schauerlich sein, die steile Stiege durch den schwach beleuchteten, dunklen Turm hinauf zu erklimmen und die übergrossen Glocken von nahe zu sehen und vielleicht gar ihr erschreckend lautes Dröhnen zu hören . . . Irgendwie ziehen diese grossen, unsicht-, aber hörbaren Dinger die kleinen Gemüter an. Ist es der Weg vom Kleinen ins Grosse, von unten nach oben, durchs Dunkel ans Licht, vom Unbewussten ins Bewusste? Ist es Neugierde oder die Ahnung von etwas Höherem, oder beides? Zieht sie ein Geheimnis an, das tief in der menschlichen Seele verwurzelt ist? Keinesfalls sind solche Gefühle und Wünsche geringzuschätzen, denn in ihnen liegt der Keim zu späterer Frucht verborgen. Und wenn wir Erwachsenen uns die Zeit und die Hingabe nehmen, Kinder auf diesem Weg zu begleiten, dann werden solche Minuten für sie zum unvergesslichen Erlebnis, und wir werden die Erfahrung machen, dass auch in uns selbst Erinnerungen erwachen und sich unsere Herzen öffnen.

DER BAUM

«Ein Baum stand mitten auf der Erde;
der war sehr hoch.

Der Baum wuchs und wurde stark,
sein Wipfel reichte bis an den Himmel,
seine Krone bis ans Ende der ganzen Erde.

Sein Laubwerk war schön,
und er trug Früchte die Fülle,
Nahrung für alle war an ihm.

Unter ihm fanden Schatten die Tiere des Feldes,
in seinen Zweigen wohnten die Vögel des Himmels,
und von ihm nährte sich alles Lebende.»

Daniel 4, 7-9



Wer nach zurückgelegter Wegstrecke als Ziel das Gotteshaus von Gretschins erreicht, passiert einen mächtigen Lindenbaum, der vorzeiten linkerhand vor der Eingangstüre gepflanzt wurde. Interessanterweise ist dieser Baum zum eigentlichen Wahrzeichen des Kirchdorfes geworden. Sein genaues Alter weiss niemand, aber der Volksmund erzählt, man habe ihn nach dem grossen Sterben des Pestjahres 1629 als Zeichen der Auferstehungshoffnung und als Sinnbild des Lebens an jene Stelle gesetzt, unter welcher sieben Hansen ruhen. Hans galt damals als geläufigster Männername und ist die Kurzform des Evangelistennamens Johannes. Bis in unsere Zeit hinein waren biblische Vornamen in dieser Gegend üblich und häufig. Fachleute bestätigen, dass man die Linde vor der Gretschinsener Kirche ohne weiteres bis ins genannte Jahr datieren kann, und wir haben keinen Grund, an der alten mündlichen Überlieferung zu zweifeln, hat doch der Volksmund vor allem in ländlichen Gegenden vieles sorgsam aufbewahrt und weitergegeben, was andernorts der Hektik der Zeit zum Opfer gefallen ist und in Vergessenheit geriet.

Wie dem auch sei, der Baum ist uralt und hat im seelischen und geistigen Leben des Kirchenvolkes seine tiefe Verankerung gefunden. Als in der Feuersbrunst in der Nacht vom 30. zum 31. Dezember 1930 die Flammen am Lindenbaum vor der Kirche leckten und grosse Brandmale hinterliessen, fürchtete man um sein Leben. Im Frühling darauf aber trieb er wieder seine Blätter und entfaltete eine Pracht wie zuvor. Trotzdem wurde anlässlich der Kirchenrenovation von 1946 erwogen, diese Linde zu fällen, da sie dem Kirchendach zu schaffen machte. Es erhob sich zu Recht ein Sturm der Entrüstung, und wie Jakob Kuratli in seiner fundierten «Geschichte der Kirche von

Wartau-Gretschins» (S. 81–82) zitiert, hat sogar in St.Gallen der Journalist A. Steinmann Worte über die Linde von Wartau gefunden, welche nicht schöner die Innigkeit der Beziehung zu diesem Baum ausdrücken könnten: «Sie gehört zu dem überaus friedlich gestimmten Landschaftsbilde, in das Gretschins hineingestellt ist. Kirche, Pfarrhaus und Linde sind ein geschlossenes Ganzes, sind das Herz einer ländlichen Gemeinschaft. Sie haben Freud und Leid des Dorfes erlebt. Unter dem mächtigen Baum haben die Vorfahren vor und nach dem Gottesdienste sich getroffen; am Baume vorbei trugen sie die Kindlein zur Taufe und die Toten zur letzten Ruhe, schritten Hochzeitspaare zur Einsegnung und Konfirmanden zum ersten Abendmahl. Durch all dies hat die Pfarrlinde eine ganz besondere Bedeutung erhalten. Eine innere Scheu sollte uns davor zurückhalten, Säge und Axt anzulegen und zu fällen, was zum Antlitz der Heimat gehört. Mir ist die ehrwürdige Linde immer gegenwärtig, wenn ich nur schon das Wort Wartau höre.» Wie es sich dieser gefühlvolle und engagierte Redaktor gewünscht hatte, wurde denn auch entschieden. Die Linde blieb. Und das soll auch weiterhin so bleiben. Noch als anfangs der achtziger Jahre aus Begeisterung über diesen wunderbaren Baum jene historische Kontroverse auf der Gemeindeseite des Kirchenboten wieder einmal abgedruckt wurde, hat ein übereifriger Wartauer Kirchengenosse schnurstracks nach St.Gallen geschrieben, er fürchte um die Linde! Da man hier von einem solchen abwegigen Ansinnen überhaupt nichts wusste, hat der Brief in Wartau einigen Wirbel verursacht, bis die Sache öffentlich wieder klar gestellt war. Und Ende der achtziger Jahre wurde anlässlich eines Jubiläums vor der katholischen Kirche zu Azmoos nach dem Gretschiniser Vorbild ein zartes Lindenbäumchen gepflanzt und dabei die Hoffnung ausgesprochen, es möge wachsen und gedeihen wie das Wahrzeichen vor der Mutterkirche. Ja, die Gretschiniser Kirche ist die älteste von Wartau, in der sich vorzeiten alle Gläubigen unter einem Dach versammelten. Und die Linde davor wird bleiben, und sollte sie einmal gefährdet sein, so müsste aus einem ihrer Schosse ein neuer Baum entstehen . . .

Lindenbäume sind besonders schön und eindrucklich. Wie Christian Küchli in seinem herrlichen Buch «Auf den Eichen wachsen die besten Schinken» (weil Eicheln den Schweinen zur

Nahrung dienen) darlegt, galt die Linde im Mittelalter als Bienenweide und stand unter strengem Bann, da Honig der einzige Süsstoff war und das Wachs für Altarkerzen, Schreibtafeln und Siegel benötigt wurde. Opferkerzen müssen bis heute aus Bienenwachs sein. Darum galt die Linde als ein speziell kostbarer Baum.

Die Herkunft ihres Namens ist nicht geklärt. Vielleicht rührt er von lind (d. h. weich, geschmeidig) her und erinnert an das weiche Holz und die geschmeidigen Bastfasern in der Rinde, welche ein Merkmal dieses Baumes darstellen. Das Lindenholz war heiliges Holz (lat. lignum sanctum), und viele Heilige wurden aus ihm geschnitzt. Es ist begehrtes Schnitzerholz und eignet sich vor allem für Dinge, die leicht sein sollen: Stiele von Pinseln, Reissbretter, Löffel und andere Gebrauchsgegenstände.

Eine Linde kann über tausend Jahre alt werden. Ihre Langlebigkeit verdankt sie unter anderem ihren Innenwurzeln, die teilweise überschenkeldick ins Erdreich hineinwachsen. Von vielen geschätzt wird nach wie vor der Lindenblütentee, der schweiss- und wassertreibend, krampfstillend und blutreinigend wirkt.

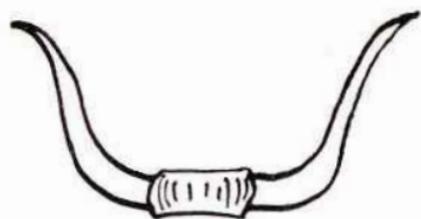
Im deutschen Sprachraum ist die Linde der Baum des Volkes. Das Gemüt atmet gleichsam den Lindenblütenduft. Das Lindenblatt ist herzförmig, und so verwundert es nicht, dass die Linde als Baum der Liebe gilt, unter dem früher die Dorfjugend tanzte.

Dass Bäume überhaupt etwas mit Liebe zu tun haben, verraten schon in den Stamm eingekerbte Herzen und Initialen. Bäume sind Sinnbilder des Lebens, und wahres Leben ist Liebe. Das Holz der Bäume begleitete den Menschen das ganze Leben hindurch: aus ihm waren die Wiege für den Säugling, das schön bereitete Bett für die Hochzeiter und ebenso der Sarg für den Entschlafenen gezimmert. Der Sargmacher heisst hierzugehend «Bommer». Von Anfang bis Ende war das menschliche Leben vom Holz der Bäume umgeben, und man wusste früher noch, dass der Mensch sich gleich den Jahreszeiten des Baumes wandelt und verändert. Auch sein Leben ist eingeteilt in Frühling, Sommer, Herbst und Winter, und auch es kennt danach ein neues Erwachen. Das Leben des Menschen ist Gedeihen wie im Frühjahr, Reifezeit wie im Sommer, Ernte des Herbstes und

Ruhe des Winters. In der heutigen Zeit sind diese Bezüge und Beziehungen verloren gegangen, und seitdem geht es auch den Bäumen nicht mehr gut. Scheinbar sind sie für unser Leben bedeutungslos geworden – wir können sie auch nicht mehr deuten. Um die in Vergessenheit geratene alte Symbolkraft der Bäume zu erläutern, darf ich im folgenden etwas ausholen. Wir machen zunächst mit unserem geistigen Auge eine Reise in die ältesten erfassbaren Zeiten menschlicher Kultur.

Für den Menschen, der seinen Bezug zur Natur hat, ist die Kuh eine Lebensspenderin. Mit ihrer köstlichen Milch und ihrem kräftigen Fleisch macht sie die Gräser und Kräuter der Wiese fruchtbar für das menschliche Leben. Der moderne Mensch hat keine Ahnung davon, welcher Lebensessenzen er sich beraubt, wenn er die Wiesenblumen mit ihrem Duft und ihren Farben nicht mehr gedeihen lässt. Er bringt sich buchstäblich um die «Augenweide», er nimmt der Luft das Aroma und betrügt die Kühe und letzten Endes sich selbst um Kraft! Früher war das nicht so. Die Kuh galt als Ernährerin, und vielleicht nicht zuletzt durch den Blick in ihre braunen, grossen und runden Augen fühlte sich der Mensch diesem Tier besonders nahe.

Beeindruckt haben ihn auch seit eh und je ihre Hörner. Sie sind noch heute über mancher Stalltüre als Fruchtbarkeitszeichen angebracht. Die Kuhhörner stehen als Zeichen der Ernährerin für Lebensfülle und Fruchtbarkeit.



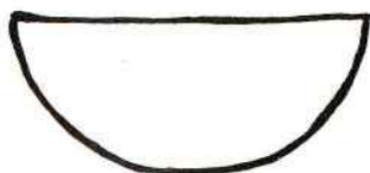
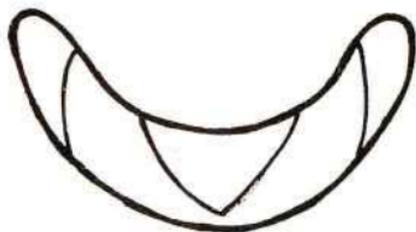
Bei den heutigen Kühen, denen man aus praktischen Gründen nicht einmal mehr Hörner gewährt, entfällt dieses Zeichen. Es verschwindet sogar auf dem Land aus dem Alltag. Nicht so beim Menschen, der noch wusste, wie eine Kuh richtig aussieht! Der Teil stand nach seinem Empfinden für das Ganze. Mit dem Blick auf die Hörner war für ihn die Kuh, die Ernährerin, das Leben oder schlicht gesagt eine Lebensgrundlage gegen-

wärtig. Jene Hörner riefen bei ihm auch Assoziationen zur liegenden Mondsichel wach.

Die feine Mondsichel erscheint nach der dunklen Leermondzeit und kündigt den Fortgang des Lebens an. Der Mond ist das kleinere Licht, das die Nacht beherrscht (1.Mose 1,16). Er empfängt das Licht von den Sonnenstrahlen und gibt es gemildert auf die Erde weiter. Die Bedeutungskette Mond – Monat – Monatsregel – Frau – Fruchtbarkeit – Leben ist uralte. Seit Menschengedenken haben sich die Frauen (und die fraulichen Anteile in den Männern) dem Mond verbunden gefühlt. Daher findet sich auf Darstellungen von Maria mit dem Jesuskind oft ein Mond zu Füßen der Mutter des Heilandes. Den Mond entdecken wir auch im Wappen der Türken, und diese haben einst nicht nur das starke «Türkengetränk», den Kaffee, mit nach Wien gebracht, sondern auch die Beilage dazu, das beliebte Gebäck «Gipfeli». Diese Gipfeli sind nichts anderes als Mönchchen. Wenn wir also zum Kaffee Gipfeli essen, dann nehmen wir kleine Lebens- und Fruchtbarkeitszeichen in uns auf. Durch das Getränk der Kaffee-Bohnen sollen sie befruchtet werden und uns zur neuen Kraft bereichern . . . Das ist das längst in Vergessenheit geratene «Mysterium» des Café-Hauses, das aber bis auf den heutigen Tag zauberhaft anziehend und unausgesprochen wirkt.

Eine alte ägyptische Formel für Leben und Fülle ist der liegende Halbmond oder Kreisbogen, der wie ein Kahn anmutet. Das ist die Schalenform, die aufnehmen kann und zu fassen vermag, die Form des lächelnden Mundes.

Nun aber vorerst zurück zur Kuh, die immerhin den Rahm für den herrlich duftenden Kaffee beisteuert . . . Wenn der Mensch des Altertums dieses ihm liebe Tier anschaute und dabei noch die Augen ein ganz klein wenig zudrückte, so sah er folgendes:

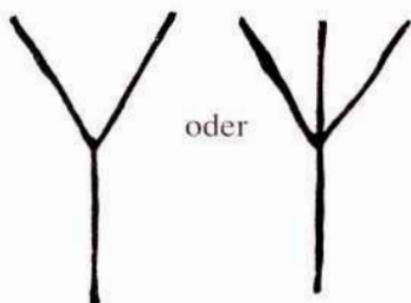




Er erkannte einen Träger, es packte ihn seine Nähe zum Gesehenen, und er sagte sich: So bin auch ich! Ich bin auch Träger, nämlich Lichtträger, Träger des Seelenlichtes, das Meister Eckhart einst als Seelenfünklein bezeichnet hat. Der Mensch entdeckte seine

Seele als eine Schale, in welcher ein Lichtlein leuchten will. Ein Licht, das brennt, auch wenn es um ihn herum dunkel werden sollte. Die Augen als Spiegel der Seele vermögen dieses Licht weiterzugeben.

Das gesehene Zeichen wurde für jenen Menschen ein Bild für das Lichttragende in ihm, das Göttliche im Menschen, oder für den Menschen als solchen. Und da er noch nicht über eine elegante Feder verfügte, vereinfachte er wie folgt:



Entstanden ist nun – wie wir in Franz Carl Endres' Buch «Alte Geheimnisse um Leben und Tod» (S. 62ff.) belegt finden – die Rune mit dem Lautwert «Ka» oder «Ma», jener Laut, welchen das Kleinkind als ersten stammelt. Ein Urlaut zu einem Urzeichen, in dem das Geistige vorherrscht und dem

auch das indianische Ma-netu (grosser Geist, Gott) sowie das lateinische mens (Geist, Gemüt) entstammen. Dieses Ypsilon-ähnliche Zeichen, das Tieferes aussagen will, findet man an vielen Orten der Welt immer wieder.

Ein einziges, aber bedeutsames Beispiel möchte ich an dieser Stelle bewusst anführen, weil ich es nirgendwo erläutert gefunden habe. Die erste überlieferte Darstellung der Kreuzigung Jesu ist ein Spottkruzifixus, die Kritzelei eines Soldaten an der Wand einer Wachtstube in den römischen Kaiserpalästen aus dem dritten Jahrhundert. Wir erkennen darauf Jesus mit Eselskopf am Kreuze hängend, denn eine damals geläufige Verunglimpfung behauptete, die Christen verehrten einen eselsköpfigen Gott. Der gekreuzigte Jesus wurde als Schwächling, als Esel

abqualifiziert (Wer im Leiden den Heilsweg und im Geringsten den Bruder sieht, läuft diese Gefahr freilich immer noch . . .). Wir sehen also den eselsköpfigen Jesus am Kreuz und unten links einen Mann, der zu ihm hinaufschaut. Dazu die Worte gekritzelt: ALEXAMENOS SEBETE THEON, was aus dem Griechischen übersetzt heisst: Alex(amenos) betet zu seinem Gott. Diesen Mann wollte jener Soldat, von welchem die Darstellung stammt, ärgern und blossstellen. Nun ist das aber noch nicht alles, obschon man es nach gewissen Lexika, bei denen die Zeichnung nichts weiter enthält, annehmen müsste. Oben rechts auf Eselskopfhöhe befindet sich an jener Wand auf dem Palatin zu Rom eben noch ein solches «Ypsilon», das wir jetzt als Zeichen für den Menschen kennengelernt haben. Wenn wir Glück haben, erfahren wir in einem Lexikon, dass es sich hierbei um ein «gnostisches Geheimzeichen» handle. Falls es wirklich «Mensch» bedeutet, was ich annehme, dann sind diese drei kleinen, wenigen Strichlein von einem geistesgegenwärtigen, hochgebildeten Christen später im Vorübergehen hingetan worden, der damit seinen festen Glauben kundtat und sagen wollte: Nein, nicht Esel, Mensch!! Und an jenem Ort, wo römisches Militär verkehrte, war ihm mit Sicherheit der römische Hauptmann vor Augen, der beim Tode Jesu am Kreuz nach Markus 15, 39 die berühmten Worte aussprach: «Dieser Mensch war in Wahrheit Gottes Sohn!» Jener Hauptmann war gerade deshalb, weil er sah, auf welche Weise Jesus verschieden war – mit einem lauten Schrei –, zum Glauben gekommen. Dieselbe Tatsache, welche den Soldaten in Rom zum Spott mit dem Eselskopf trieb, hatte den Militär auf Golgatha gläubig gemacht. Das wusste jener stille und unbekannte «Sprayer» des «Y», als er mit seinem äusserst diskreten, aber wirkungsvollen Hinweis das Spottgemälde korrigierte und ihm eine neue Richtung gab. Und er traf damit den Kern seines christlichen Glaubens, nämlich dass sich in diesem Menschen am Kreuz Gott offenbart und eben im Kreuz das Leben beschlossen liegt. Soviel zum geheimnisvollen «Y» beim Spottkruzifix an den Wänden des Palatin in Rom, jedenfalls wie ich es erkläre: Nein, nicht Esel, sondern Mensch. Dies nur als ein Beispiel, das mir in den letzten Jahren wichtig und lieb geworden ist.

Wenn wir es geschlechtlich sehen wollen – was allerdings bei Jesus keine Rolle spielte –, dann bedeutet dieses Y-Zeichen den



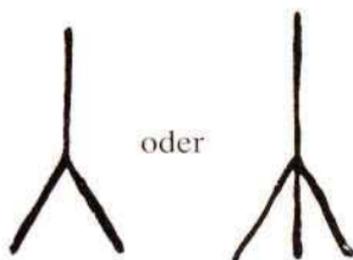
Die älteste bekannte Darstellung der Kreuzigung Jesu wurde zu Anfang des dritten Jahrhunderts von einem Soldaten an die Wand einer Wachtstube in den römischen Kaiserpalästen gekritzelt. Sie zeigt den Gekreuzigten mit Eselskopf, und zum verunglimpften Kollegen findet sich die griechisch abgefasste Inschrift: ALEXAMENOS SEBETE THEON – Alex(amenos) betet zu seinem Gott.

Ein später Vorübergehender legte mit dem kleinen «Y» oben rechts auf Eselskopfhöhe seinen stillen Protest gegen diesen Spott ein. Das Zeichen steht für Mensch und besonders für das Göttliche im Menschen. Die Korrektur bedeutet also: Nein, nicht Esel, sondern Mensch; «dieser Mensch war in Wahrheit Gottes Sohn.» (Markus 15, 39)

Mann-Menschen. Es zeigt nach oben, aussen hin. Seine Umkehrung ist das Frau-Zeichen, das nach unten, innen weist:

Wir sagen auch «Mannsbild» (nach aussen gerichtet, sichtbar), und demgegenüber reden wir vom «Frauzimmer» (nach innen gerichtet, verborgen).

Wir dürfen dabei ruhig auch an die Geschlechtsteile denken, die der Schöpfer ebenso eingerichtet hat: die männlichen nach aussen hin und sichtbar, die weiblichen nach innen gerichtet und verborgen. Das alles hat seinen tiefen Sinn, und es ist eine Tragik unserer Zeitepoche, dass man in ihr nur noch «glaubt», was man «sieht», also das Sichtbare dem Unsichtbaren in unvorstellbar einseitiger Weise vorgezogen wird. Zum Schaden beider Geschlechter, der Menschheit als solcher und allen Lebens auf dieser Erde zählt allein das Sichtbare, das Überprüf- und Nachweisbare; und es wird ganz vergessen, dass das Leben aus einem harmonischen Zusammenwirken beider, des Sicht- und des Unsichtbaren, besteht. Wo solches aus dem Gleichgewicht gerät, sind die Folgen verheerend. Niemand wird mehr abstreiten können, dass in unserer Zeit die sogenannten Männlichkeitssymbole, die «Penis»-Symbole, überhand nehmen: schnelle Autos, denen alles geopfert wird (Geld, Landschaftstreifen, Stille, Menschen- und Tierleben), massenhaft Raketen, die ja schon den Kleinen mit den süßen und verharmlosenden «Raketen»-Glaces schmackhaft gemacht werden und die Löwenanteile der Staatsbudgets verschlucken, etc. Unsere Welt strotzt nur so von Waffen, Kraft und Gewalt. Wir Menschen haben uns damit an den Rand des Abgrundes getrieben. Wenn wir es nicht lernen, dem Leben sein Geheimnis und seine Ganzheit zu lassen, werden wir uns zugrunde richten. Wir müssen es richtiggehend lernen, dass das Unsichtbare und das Dunkle nicht zum vornherein schlecht sein müssen oder inexistent, sondern dass vieles, was wir nicht sehen können, einen Segen bedeuten würde, und dass es auch das heilsame Dunkle und Verborgene gibt, in dem sich das später Sichtbare vorbereitet. Ein besonderer Segen liegt zum Beispiel darauf, wenn wir gute Taten vollkommen im Stillen verrichten und für uns behal-



ten. Oder wenn wir – wie Jesus in Matthäus 6, 6 sagt – im Stillen und für uns ganz allein beten: «Du aber geh, wenn du betest, in dein Kämmerlein und schliess deine Tür zu und bete im Verborgenen zu deinem Vater; und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten.» Heute vermutet man immer gleich Schlechtes, wenn es nicht ans grelle Licht der Öffentlichkeit gezerzt wird. Der masslose Aufdeckungs- und Sensationsjournalismus, der viel Unheil anrichtet und Unschuldige vorverurteilt, ist ein erschreckendes Beispiel dafür. Keiner traut dem andern mehr eine gute Tat im Verborgenen zu, weil wir alle die Beziehung zum heilsamen Verborgenen verloren haben.

Wir benötigen das Verständnis für das Unsichtbare wieder, eine Beziehung zu den verborgenen Zusammenhängen des Lebens, ein Gefühl für das Unscheinbare im wahrsten Sinne des Wortes. Der Psalmensänger hatte das noch. Wir lesen im sehr beliebten Vertrauenspsalm 139: «Du hast mich gewoben im Mutterschoss. Meine Seele kanntest du wohl, mein Gebein war dir nicht verborgen, da ich im Dunkeln gebildet ward, kunstvoll gewirkt in Erdentiefen . . .» Diese Zusammenhänge, das Feine und Zärtliche im Leben, müssen und dürfen wir neu entdecken, damit unser Leben auf dieser Erde nicht verkümmert.

Das Weiblichkeitszeichen hat in diesen Jahrzehnten aus all den genannten Gründen unter der jungen Generation einen grossen Bekanntheitsgrad erreicht. Es ist zum Symbol für die Friedensbewegung geworden, die es zu ihrem Signet genommen und schlicht «Peace-Zeichen», Friedenszeichen, nennt. «Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung» – die drei Worte dieser kirchlichen, ökumenischen Bewegung gehören untrennbar zusammen. Frieden kann es für den Menschen nie und nimmer auf Kosten der Erde und der Geschöpflichkeit geben. Frieden wird erst dann möglich, wenn wir die weibliche Seite, die mütterliche, zur Geltung bringen und uns versöhnen lassen.

Ich finde es gut, dass das Friedenszeichen zu uns spricht und uns auffordert, die Wurzeln auszustrecken, Vertrauen zu üben und nicht offenzulegen, was verborgen sein soll. Wir brauchen nicht alles zu sehen oder zu hören, wir müssen nicht alles untersuchen und zerpfücken, wir dürfen dem Leben sein Geheimnis lassen. Es offenbart sich ohnehin nur dem Menschen, der es anerkennt – und zwar im Erlebnis, nicht im Denken.

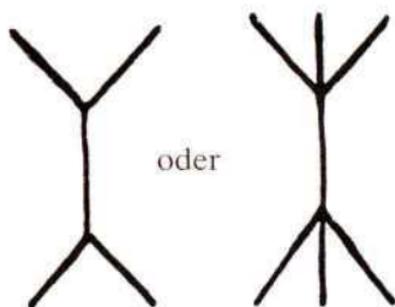
Das Verhältnis von Sichtbarem und Unsichtbarem, Äusserem und Innerem, Tag und Nacht, Arbeit und Ruhe macht das Gleichgewicht aus. Es entscheidet über Fruchtbarkeit oder Zerstörung. Es geht nicht an, dass wir nur «glauben», was wir sehen. Wenn wir nun das Frau- und das Mann-Zeichen zusammenfügen, ergibt sich folgendes Bild:

Entstanden ist eine Einheit, eine Ganzheit. Das Bild zeigt ein Oben und ein Unten, ein Äusseres und ein Inneres, und beide gehören zusammen. Angedeutet ist bereits die alte Erkenntnis, dass sich die beiden Teile entsprechen: wie oben, so unten; wie aussen, so innen.

Eine gute Wurzel wird in entsprechendem Umfeld einen kräftigen Stamm hervorbringen, solide Äste, gesunde Blätter und geniessbare Früchte. Ein schlechtes Wurzelwerk wird einen ungesunden Baum zeigen. Umgekehrt deutet ein schöner und starker Baum auf kräftige und intakte Wurzeln hin, und ein kranker Baum wird auch ein dementsprechendes Wurzelwerk aufweisen. Das Äussere lässt auf das Innere schliessen, das Innere auf das Äussere. Das Obere hat ein Unteres und das Untere ein Oberes. Dem Grossen entspricht ein Kleines, und das Kleine hat sein Abbild im Grossen. Oben und unten, aussen und innen, Kleines und Grosses – Mikrokosmos und Makrokosmos. Die Verantwortung dem Grossen gegenüber setzt die Treue dem Geringsten gegenüber voraus, wie es Jesus über den Knecht, der während der Abwesenheit seines Herrn dessen fünf Talente treu verwaltete, sagt: «Recht so, du guter und treuer Knecht, du bist über wenigens treu gewesen, ich will dich über vieles setzen.» (Matthäus 25, 23). Dies nur als Beispiel, wie Kleines und Grosses nicht belang- und beziehungslos nebeneinanderstehen, sondern zusammengehören und sich entsprechen.

Die Physik der neueren Zeit beweist, dass Formen und Abläufe des Weltalls ihre eigenartigen Entsprechungen im winzigen Atom haben. Das ist eine uralte Weisheit.

Zum Zusammengehen von Mann und Frau sagt die Bibel: «Sie werden ein Leib.» (1. Mose 2, 24). Und Paulus meint in



Epheser 5, 32 dazu: «Dieses Geheimnis ist gross; ich aber deute es auf Christus und auf die Kirche.» Er sah in der Liebe zwischen den Geschlechtern einen Hinweis auf die Liebe zwischen Christus und der Kirche, Christus als Bräutigam und die Kirche als seine Braut. Wenn «Mensch» und «Menschin» (wie die Bibel sagt) sich finden (ein altes Wort dafür heisst: erkennen), dann ist das etwas ganz Grosses. Zwei Seelenlichter begegnen sich. Es funkt, wie wir zu sagen pflegen. Ein neues Lichtlein darf erscheinen, ein neues Sternlein am Horizont des Lebens aufgehen. Das darf uns sensibel machen für die Begegnung zwischen Christus und der Kirche, zwischen Gott und dem Menschen. Es ist gleichsam ein Hinweis auf etwas noch viel viel Grösseres. Wenn Menschen uns lieben und wir imstande sind, Liebe zu erwidern, wie wird erst Gott uns lieben, und wie sollten wir nicht fähig sein, diese Liebe zu erwidern?

So ist alles, was wir hier erleben, ein Vor-bild für etwas noch Grösseres in der Welt der unsichtbaren Dinge. Goethe lässt seinen Faust II mit den Worten schliessen:

«Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.»

In der Liebe wird das Grösste erlebt, das Ewigkeitswert enthält. Das Wort «Ehe» kommt von «ewe»; «Ewigkeit» trägt denselben Wortstamm in sich. Die Versöhnung zwischen den Geschlechtern würde einen Frieden bringen, den diese Erde bitter nötig hat. Solche Versöhnung kann in Christus geschehen, sofern wir sie annehmen. Im Galaterbrief lesen wir: «Da ist nicht Jude noch Grieche, da ist nicht Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Weib; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.» (3, 28). Wo Versöhnung zwischen den Geschlechtern erlebt wird, da begegnen wir Christus, da erleben wir eine göttliche Einheit, Ganzheit, den einen Gott. Ganzheit ist in Gott, da ist Frieden, da wird nicht getrennt zwischen Mann und Frau, Gott ist kei-

es von beiden, oder er ist beide in einem. Die Bibel hütet sich sehr, Gott zu sexualisieren. Diesem Umstand hat auch der Priester mit seiner weiblich anmutenden Kleidung Rechnung zu tragen, was ganz besonders auf den orthodoxen Priester zutrifft, der dazu noch feminine, lange Haare trägt. Wenn das Geschlecht schon die Menschen trennt – aber auch glücklich vereinen kann, wo die Liebe sich durchsetzt, so dass es nachher schöner ist als vorher –, dann soll in Gott doch die Einheit und Ganzheit, der Friede gelten, denn «Gott ist Liebe» (1. Joh. 4, 16).

Das spüren die unzähligen Traupaare, die sich kirchlich trauen lassen wollen, auch wenn sie sonst vielleicht nicht so sehr der Kirche nachfragen . . . Sie spüren, dass Gott weder Mann noch Frau ist, weil er beides in einem ist, weil er ganz, eins ist; und sie fühlen, dass sie von daher ihr Heil, ihre Ganzheit, ihr Leben und den Segen dafür erwarten und erbitten dürfen. Diesem Anliegen tragen auch Kirchenanlage und Kirchenbau Rechnung, wie wir später noch sehen werden.

Unsere Zeichnung zeigt nun einen stilisierten Baum – womit wir wieder beim Thema wären –, der ja auch aus zwei Hälften besteht: einer oberen und einer unteren, einer äusseren und inneren, einer lichtzugewandten und einer verborgenen in der «Mutter Erde», in welcher der Samen aufgeht, der ans Licht der Welt drängt. Es ist der Lebensbaum des Menschen, und ich möchte an dieser Stelle hervorheben, dass im Manne Frauliches und in der Frau Männliches schlummert, also nicht nur der Mann gemeint ist, wenn wir hier von «Mann» reden, und nicht nur die «Frau», wenn von Frau gesprochen wird. Im Gegenteil wäre es begrüssenswert und im Sinne einer Versöhnung der Geschlechter äusserst wertvoll, wenn der Mann auch seine frauliche Seite und umgekehrt die Frau auch ihre männliche Seite kennenlernen würde. Ja, wir sind beim Lebensbaum des Menschen angelangt, von dem wir gerade als Lichtträger erfahren haben. Deshalb möchte ich nicht weiterfahren, ohne vorher darauf aufmerksam gemacht zu haben, dass die nach alttestamentlichem Vorbild angefertigte Menora, der schöne, goldene, siebenarmige Leuchter, beides in sich vereinigt: Sie trägt das Licht und zeigt die Form eines Baumes! Sie ist also Lichtträger und Baum zugleich. Im 2. Buch Mose 25, 31ff. finden wir die Anweisungen zur Herstellung dieses siebenarmigen Leuchters,

der das heilige Zelt der Stiftshütte und später den Tempel Salomos (1. Kön. 7, 49) erleuchtete: «Sodann sollst du einen Leuchter aus reinem Gold machen; in getriebener Arbeit soll der Leuchter gemacht werden, der Fuss und der Schaft; seine Kelche – Knoten mit Blumen – sollen aus einem Stück mit ihm sein. Sechs Röhren sollen von seinen Seiten ausgehen, drei Leuchterröhren auf der einen Seite und drei Leuchterröhren auf der andern Seite . . . Ferner sollst du sieben Lampen für ihn machen und die Lampen auf ihn stellen, damit sie den Raum vor ihm erleuchten . . . Und sieh zu, dass du alles genau nach dem Urbild machst . . .»

Der Leuchter, der ursprünglich mit Lampen- und nicht mit Kerzenlicht versehen war, besteht aus einem geraden Stiel in der Mitte und sechs Seitenröhren, sowie dem Fuss. Die Lichter wurden jeweils am Abend angezündet und brannten die Nacht über. Ihre Helligkeit ist Symbol des geistigen Lichtes, das die himmlische Erkenntnis vermittelt. Dieses Licht wurde vom Feuer des heiligen Brandopferaltars genommen, was deutlich macht, dass alles wahre Licht aus der e i n e n Lichtquelle stammt, welche der Gläubige im göttlichen Wort findet: «Dein Wort ist eine Leuchte meinem Fuss und ein Licht meinem Pfade.» (Psalm 119, 105). Nach Sacharja 4 vergegenwärtigt der Leuchter gar Gott selbst: «Der Engel weckte mich wie einen, der aus dem Schläfe aufgeweckt wird. Und er sprach zu mir: Was siehst du? Ich antwortete: Ich sehe einen Leuchter, ganz von Gold, und ein Ölgefäss oben darauf nebst sieben Lampen daran und sieben Röhren für die Lampen, die oben darauf sind . . . Und ich hob an und sprach zu dem Engel, der mit mir redete: Mein Herr, was bedeuten diese Dinge? Und der Engel, der mit mir redete, gab Antwort und sprach zu mir: Weisst du nicht, was diese Dinge bedeuten? . . . Diese sieben sind die Augen des Herrn, die über die ganze Erde schweifen . . .» So erinnert die Menora an den lebendig gedeihenden kosmischen Weltenbaum, der festgewurzelt in den Tiefen der Erde steht und bis an den Himmel reicht. Seine Früchte sind Lichter, äusserlich sichtbar an der Farbenpracht der Sterne. Er bedeutet das Leben aus der Kraft Gottes.

Darstellungen des siebenarmigen Leuchters sind von zahlreichen Grabplatten her bekannt, und wir treffen diese frohe und zugleich besinnlich stimmende Lichtervielfalt in den Synagogen

und in Privathäusern an. Er ist bis heute das jüdische Zeichen, ähnlich wie das Kreuz für die Christen. Die Siebenzahl versinnbildlicht die Vielfalt in der Ganzheit, wie es auch die Zahl der Tage im Wochenablauf darstellt.

Eine besonders ergreifende, stilisierte Zeichnung ist auf einem Grabstein in der jüdischen Katakombe in Monteverde zu Rom zu sehen. Sie stammt aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert.

In der Mitte erkennen wir den Stiel (den Stamm des Baumes), links und rechts je drei Seitenröhren (die Äste des Baumes), und der Fuss deutet den Wurzelbereich an. Es ist dies ein Leuchter mit der Gestalt eines Baumes, eines Lebensbaumes. Die Lichter (die Früchte) sind unsichtbar, denn dem Mädchen, das hier ruht, leuchtet das ewige Licht der



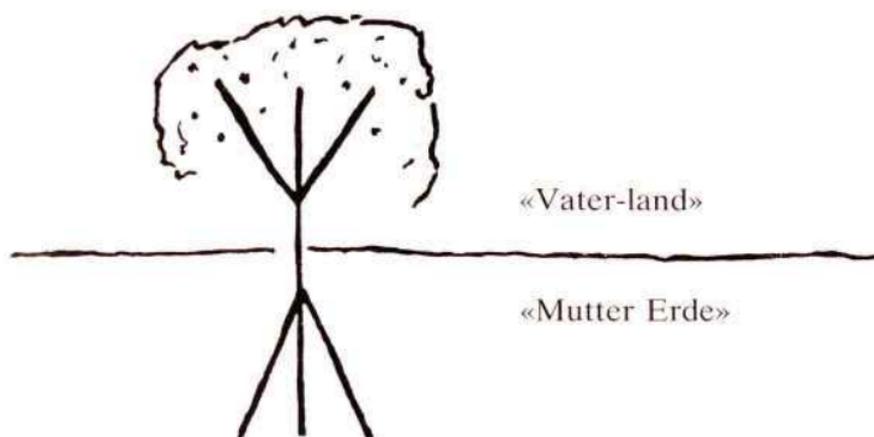
andern Welt. Die griechische Inschrift lautet: ENTHADE KEITE LEONTIA ETON-K – Hier ruht Leontia, zwanzig Jahre alt. Es ist schier unglaublich, was diese wenigen knappen Striche dem sensibilisierten Betrachter zur erschütternden, kurzen Gedenkschrift hinzu mitzuteilen vermögen. Sie drücken die Hoffnung, die Zuversicht und den Trost der trauernden Eltern aus, dass das Leben ihrer Tochter Reife und Vollendung im Reiche Gottes findet, in dessen Hand es letztlich ruht.

Baum und Lichtträger zugleich ist nicht nur die jüdische Menora, sondern auch der christliche Weihnachtsbaum. Mit seinen immergrünen Tannennadeln belebt er die Kirchen und Häuser zu einer Jahreszeit, da die anderen Bäume kahl anmuten. Er bildet in der Gretschiner Kirche gleichsam das Gegenstück zur entlaubten Linde draussen vor der Türe, die zur Sommerszeit blüht, rund um den 24. Juni, dem Gedenktag Johannes des Täufers. Der Christbaum «blüht» mit seinem herrlichen Kerzenlicht zur Weihnachtszeit und auch noch am 27. Dezember, dem Tag von Johannes dem Evangelisten. Das Tannengrün soll die Erneuerung und die Lebendigkeit der Gemeinde Jesu Christi anzeigen, und das Lichtermeer in der

dunklen Jahreszeit drückt die Freude über das Kommen des Erlösers in der Geburt Christi und die Hoffnung auf seine Wiederkunft am jüngsten Tag aus. In den Zweigspitzen der Tanne, die den Lebensbaum darstellt, wurden in früheren Zeiten vermutlich die Sonnenaufgänge und Sonnenniedergänge am Horizont während des Jahreslaufes symbolisch erkannt. Nun ist der Baum mit seinen vielen Lichtern und Früchten christlich gedeutet und zeigt dem gläubigen Herzen, dass Christus die Lebenskraft vermittelt und die Entfaltungsmöglichkeiten für den einzelnen und die Gemeinschaft bietet. Engel schmücken den Baum, welche die Frohbotschaft verkündigen, und das Krippenspiel an seinem Fusse vergegenwärtigt die Geburtsgeschichte Jesu aus dem Lukasevangelium mit den Hirten und dem Matthäusevangelium mit den Sternkundigen aus dem Morgenland.

Baum und Licht – diese Assoziation mag wohl immer für den Menschen bestanden haben, weil der Baum dem Lichte entgegenstrebt. Dies wird besonders ergreifend erlebt, wenn die Sonnenstrahlen durch sein Blätterwerk entgegenstrahlen und ein wunderbares Licht- und Farbenspiel entsteht. Leider aber berauben wir den Christbaum seiner Wurzeln, bevor er in die Stube oder in die Kirche gestellt und geschmückt wird. Irgendwie erscheint dieser Umstand als charakteristisch für unsere oberflächliche Zeit, und so sind wir in meiner Familie dazu übergegangen, das Bäumchen in seinem Erdtopf zu lassen, es nach Neujahr nach draussen vors Haus zu stellen, und – wenn sein Wipfel die Stubendecke berührt – es wieder auszupflanzen.

Unser zusammengesetztes Zeichenbild, das Weibliches und Männliches vereint, zeigt nun wie gesagt die Grundzüge eines Baumes, der ja auch aus zwei Teilen besteht. Es ist faszinierend, sich zu einem kräftig gewachsenen Baum das Wurzelwerk vorzustellen, das sich dem Blick unserer Augen entzieht. Unsere Sprache weiss noch um die Symbolik, dass sich das Obere, Äussere, dem Männlichen und das Untere, Innere, dem Weiblichen zuordnen liesse. Das unsichtbare Erdreich nennt sie «Mutter Erde», und das Sichtbare an der Oberfläche «Vaterland». Das eine ist ohne das andere nicht zu denken, und im Zusammenwirken entsteht der fruchtbare Lebensraum. In der lateinischen Sprache meint «mater» nicht nur die Mutter, sondern auch den Wurzelstock.

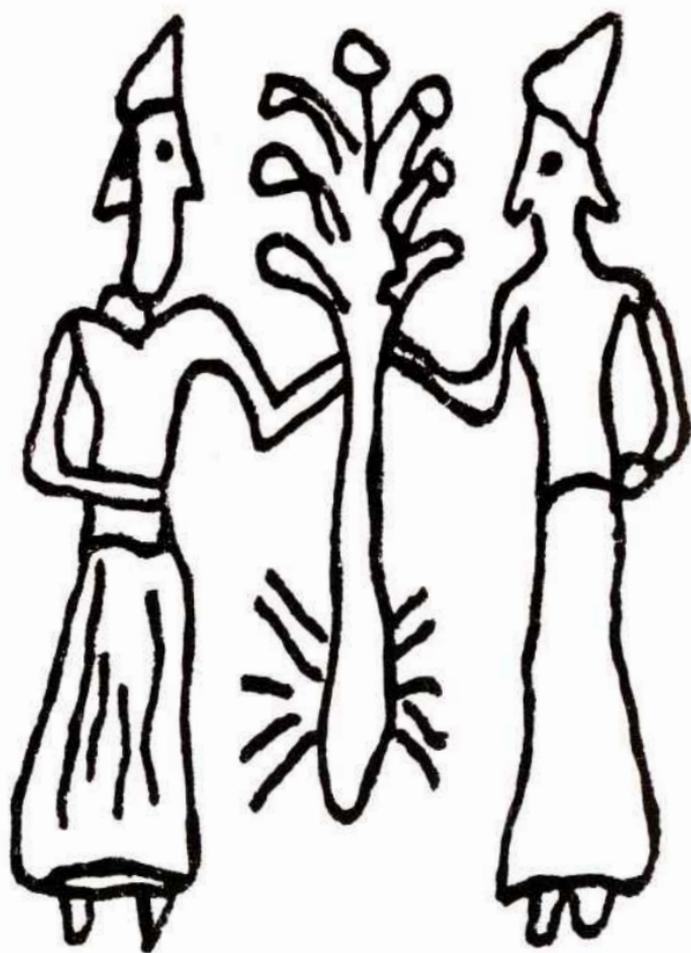


Das Zeichen des Lebensbaumes kommt zu allen Zeiten in den verschiedensten Epochen und Kulturen vor. Oft ist auch die unsichtbare Hälfte zu sehen, und hie und da steht der Baum in der Mitte von Mann und Frau, wie bei einem altbabylonischen Siegelzylinder, der mir besonders lieb geworden ist (Seite 34).

Dieser altbabylonische Siegelzylinder zeigt sehr schön die beiden Menschen Mann und Frau sowie den Lebensbaum mit dem Ast- und dem Wurzelbereich. Dem grossen Licht für den Tag, der Sonne, gehört die sichtbare, die männliche Seite des Baumes, und dem kleinen Licht für die Nacht, dem Mond, gehört die unsichtbare, die weibliche Seite des Baumes. Beide Seiten braucht es zur Fruchtbarkeit, zum Gedeihen des Baumes und des Lebens.

Seit jeher hat sich der Mensch in besonderer Weise mit dem Baum verbunden gefühlt. Die Worte Ab-stamm-ung, Stamm-baum und Volks-stamm belegen das. Unser Wort «Treue» rührt übrigens vom indogermanischen «deru» her, und das heisst «Eiche, Baum». Treusein bedeutet demnach ursprünglich Eiche, Baum sein, fest stehen. Der andere kann sich an einen anlehnen, er kann sich auf einen verlassen. Wir reden von «bäumigen» Menschen und meinen damit zuverlässige Menschen.

Gleich schon der erste Psalm vergleicht den Menschen mit einem Baum: «Der Mann, der seine Lust hat am Gesetz des Herrn und über sein Gesetz sinnt Tag und Nacht, der ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und dessen Blätter nicht verwelken, und alles, was er



Der altbabylonische Siegelzylinder drückt die Verbundenheit von Mann und Frau und das Gedeihen ihrer Beziehung mit dem Lebensbaum in der Mitte der beiden aus, der sowohl seine sonnen- als auch seine mondzugewandte Seite zeigt.

tut, gerät ihm wohl.» Und das Mädchen singt im Hohenlied (2, 3): «Wie der Apfelbaum unter den Bäumen des Waldes, so ist mein Geliebter unter den Burschen. Mich verlangt, in seinem Schatten zu sitzen, und seine Frucht ist meinem Gaumen so süß.» Und Jesus sagt: «An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Sammelt man etwa Trauben von Dornen oder Feigen von Disteln? So bringt jeder gute Baum gute Früchte, der faule Baum aber bringt schlechte Früchte.» (Matthäus 7, 16–17).

Man denke auch an das Gleichnis vom Senfkorn (Matthäus 13, 31–32), das kleiner ist als alle anderen Samen, und dessen Baum am Ende alle Gewächse des Gartens überragt, oder daran, dass Jesus sich selbst in Johannes 15, 1 als den wahren Weinstock und Gott als den Weingärtner bezeichnet. Aus dem Saft der Reben wird das Abendmahlsgetränk gewonnen. Der Prophet Jesaja (11, 1) verhieß den Messias als ein Reis, das hervorgehen wird «aus dem Stumpf Isais – des Vaters von König David –, und ein Schoss aus seinen Wurzeln» wird «Frucht tragen». Später wurde das Kreuz, an dem Jesus starb, als Kreuzesbaum gesehen, dessen Frucht die Auferstehung bildet.

In Ezechiel 17, 22–24 spricht Gott, der Herr: «Dann will ich selbst nach dem hohen Wipfel der Zeder greifen, und ein zartes Reis will ich brechen von dem obersten ihrer Zweige, und ich selbst will es pflanzen auf einem hohen, ragenden Berg, auf dem hohen Berge Israels will ich es pflanzen. Und es wird Zweige treiben und Frucht tragen und zu einer herrlichen Zeder werden. Allerlei Getier wird unter ihr lagern, und allerlei Vögel werden im Schatten ihrer Zweige wohnen. Dann werden alle Bäume des Feldes erkennen, dass ich, der Herr, den hohen Baum erniedrigt und den niedrigen Baum erhöht habe, dass ich den grünen Baum dürre gemacht und den dürren Baum zum Blühen gebracht habe.» Ein wunderbares Bild dafür, wie trostlose Zustände sich durch das Eingreifen Gottes zum Guten wenden, und wie falsche Sicherheit in sich zusammenbricht.

Einen Lebensbaum mit kosmischen Strukturen sah der Prophet Daniel (4, 7–9): «Was ich auf meinem Lager vor Augen sah, war dies: Ich schaute, und siehe, ein Baum stand mitten auf der Erde; der war sehr hoch. Der Baum wuchs und wurde stark, sein Wipfel reichte bis an den Himmel, seine Krone bis ans Ende der ganzen Erde. Sein Laubwerk war schön, und er trug Frucht die Fülle, Nahrung für alle war an ihm. Unter ihm

fanden Schatten die Tiere des Feldes, in seinen Zweigen wohnten die Vögel des Himmels, und von ihm nährte sich alles Lebende.» Hier erscheint der gewachsene Baum als Ernährer und Ort der Zuflucht vor Hitze.

In der Bibel und im Leben der Gläubigen erscheint der Baum, der seine Kraft aus der unerforschlichen Quelle des Lebens, aus Gott, bezieht, als ein Bild der Fruchtbarkeit und des Friedens. Die kundige und beliebte Benediktinerin Hildegard von Bingen verglich im zwölften Jahrhundert die Seele des gläubigen Menschen mit dem blühenden Baume. Die Grünkraft des Baumes, sein Wachsen und Gedeihen, der Kreislauf des Wassers und der fruchtbare Boden, Luft und Sonne – alles erscheint als Sinnbild für die Zusammenhänge, in welche Körper, Geist und Seele des Menschen eingebettet sind. Erst in unserer Zeit wurden die Menschen blind und taub für diese Zusammenhänge.

Im Liederbuch des Alten Testaments, dem Psalter, werden sogar die Bäume zum Lobpreis Gottes eingespannt: «Es juble das Feld und was darauf steht; dann sollen jauchzen alle Bäume des Waldes vor dem Herrn, wenn er kommt.» (96, 12–13). Man halte diesen Aufruf an die Bäume zum Lobpreis Gottes nicht allzusehr für naiv! Es ist eine alte Weisheit, dass Bäume «reden» können. Es gibt sogar ein Buch über die Weisheit der Indianer mit dem Titel «Weisst du, dass die Bäume reden?» Der Satz stammt von Tatanga Mani (1871–1967), der von den Bäumen Dinge über das Wetter, die Tiere, den Grossen Geist erfuhr, wie er sagte. Richtigerweise vermutet er, dass die weisen Menschen nicht mehr zuhören können. Sie haben das «Reden» der Bäume erst mit empfindlichen Apparaten wieder entdecken müssen. Ja, die Bäume reden wirklich! Sie senden hochfrequente Signale im Bereich zwischen 50 und 200 Kilohertz aus. Wenn die Pflanze unter Stress steht, sind diese Baumsignale am deutlichsten. Botaniker amerikanischer Forstbehörden haben verschiedene Baumarten aufgrund ihrer «Schreie» zu unterscheiden gelernt. Auch die Insekten interessieren sich für diese Töne. Die Pflanzenschädlinge stürzen sich mit Vorliebe auf kranke oder geschwächte Bäume, die sie dank der Signale ausfindig machen. Wir Menschen hören diese Töne nicht. Aber vielleicht könnten wir sie fühlen; und die Bäume würden uns dann so viele Dinge erzählen, dessen bin ich mir

sicher, Dinge über den Tag, das Leben und die Weisheit. Und die Weisheit, sagt der König Salomo in seinen Sprüchen (3, 18), «ist ein Lebensbaum denen, die sie ergreifen; wer sie festhält, der ist beglückt». Dazu gehört das Schweigen. Nochmals ein Lehrsatz der Indianer, den Luther Standing Bear von den Dakotas verrät: «Wir lehrten unsere Kinder, stillzusitzen und Freude daran zu haben.» Stillsitzen und Freude daran haben! Solche Stille, die Freude bereiten würde, weil wir das Zwitschern der Vögel in den Bäumen, das Rauschen der Blätter und das Sprudeln des Bächleins hören könnten, solche Stille gibt es fast nirgends mehr. Leben wird mit Hektik verwechselt, man muss etwas tun, etwas haben, irgendetwas machen – und so flieht das Leben. Und an die Stelle des Lobpreises der Bäume sind ihre Schreie getreten. Und wir hören sie nicht. Man müsste die Qualität der Stille entdecken und zum wahren Leben zurückfinden.

Von den Bäumen könnten wir Menschen noch etwas lernen. Es ist dies ihr Weg des Wachstums, der ein Weg aus dem Dunkel ans Licht ist. Jede Pflanze sucht ihren Weg aus dem Halt bietenden Erdgrund ans Licht der Welt. In der Tiefe der Erde ist sie verwurzelt; dort holt sie das Wasser und ihre Nahrung. Und sie wächst in die luftige Höhe des Sonnenlichtes, wo sie Raum zur Entfaltung findet, ihre Zweige und Blätter treibt, und wo ihre Früchte reifen. Es ist dies ein Weg von der Dunkelheit ans Licht und zugleich ein Weg von unten nach oben. Dabei spielen die vier Elemente Erde, Wasser, Luft und Sonne (Feuer) eine wesentliche Rolle für das fruchtbare und erhebende Gedeihen des Baumes.

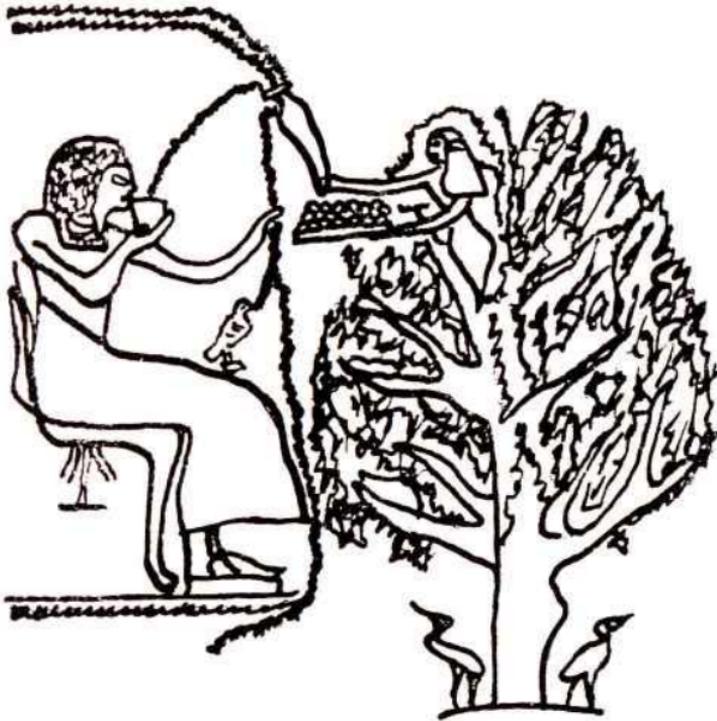
Angedeutet ist auch das Mysterium von Tod und Auferstehung, das auch in der Bibel seine Verwendung findet. Der Same stirbt in der Tiefe der Erde, und er aufersteht in der Pflanze zu neuem Leben. Der Apostel Paulus schreibt in seinem ersten Brief an die Korinther (15, 35ff.): «Aber es wird jemand sagen: Wie werden die Toten auferweckt? Und mit was für einem Leibe kommen sie? Du Tor, was du säst, wird nicht lebendig gemacht, wenn es nicht zuvor stirbt. Und was du säst, damit säst du nicht den Leib, der werden soll, sondern ein blosses Korn, zum Beispiel von Weizen oder von irgend etwas andrem. Gott aber gibt ihm einen Leib, wie er gewollt hat, und zwar jeder Samenart einen besonderen Leib . . . Es gibt himmlische Lei-

ber und irdische Leiber; aber anders ist der Glanz der himmlischen, anders der der irdischen . . . So ist es auch mit der Auferstehung der Toten. Es wird gesät in Verweslichkeit, es wird auferweckt in Unverweslichkeit . . . Es wird gesät ein natürlicher Leib, es wird auferweckt ein geistiger Leib. Gibt es einen natürlichen Leib, so gibt es auch einen geistigen.» Dies ist eine ganz zentrale Aussage des Neuen Testaments über die leibliche Auferstehung der Toten, deren himmlischer Leib von anderem Glanze als der irdische sein wird. Das dazu von Paulus verwendete Bild vom in der Tiefe der Erde sterbenden und am Licht der Welt zu neuem Leben auferweckten Weizenkorn ist uralte. Ich halte diese Glaubenssicht keineswegs für überholt, sondern für ein sehr kräftiges Bild geistiger Realität, das freilich nur zum naturverbundenen Menschen in voller Stärke zu sprechen vermag.

Als erfrischend empfinde ich es, dass Paulus dies als reines Bild für die Auferweckung verwendet. Im alten Ägypten stossen wir noch auf die Vorstellung der Muttergöttheit, die aus dem himmlischen Baum heraus Speis und Trank der Unsterblichkeit verteilt. Das erinnert ans Abendmahl, in welchem wir durch die Vergebung der Sünden am Sterben und Auferstehen Jesu Christi teilhaftig werden. Es sind immer wieder dieselben Bilder, die zur empfänglichen Seele sprechen, jedoch die Glaubensvorstellungen wandeln sich. Der Mensch sucht Gott, und Gott sucht den Menschen, indem er sich als Unsichtbarer hinter sichtbaren Bildern und Abläufen zu erkennen gibt. Ganz entscheidend neu hat sich Gott in seinem Sohn Jesus Christus offenbart. Diese Offenbarung enthält allen Glauben und alle Erkenntnis, die der Mensch zu fassen vermag. Deren tiefste und zugleich höchste ist nach 1. Korinther 13 die Liebe, welche die Welt zusammenhält und die grösste Erfüllung bedeutet.

Es entspricht einer unerhörten Einsicht, dass Leben und Tod aus der einen, selben Kraftquelle stammen. Mittelalterliche Baumdarstellungen tragen hin und wieder den lateinischen Vermerk: «Ab uno vitaque morsque», d. h. «Aus demselben sind Leben und Tod». Zu deutsch heisst es da bisweilen:

«Leben vnd Todt,
Beydes von Gott.»



Nachgezeichneter Ausschnitt einer ägyptischen Malerei aus dem 13. Jahrhundert v. Chr. Eine Gottheit, die Erscheinung der Großen Mutter Erde, verteilt aus dem Inneren eines himmlischen Baumes Speise und Trank der Unsterblichkeit. Das Bild von den vergänglichen Früchten des Baumes deutet auf die Unvergänglichkeit, weil hinter ihm die unsichtbare, ewige Kraft des Lebens und der Liebe erkannt wird.

Man kann dies in den Emblemata von Artur Henkel und Albrecht Schöne (Sp. 174/5), der nahezu umfassendsten Emblemsammlung des 16./17. Jahrhunderts, nachlesen, die 1967 zum ersten Mal erschienen ist und 1976 in Stuttgart neu aufgelegt wurde. So spricht der Baum eindrücklich zum Menschen, wenn er sich Zeit nimmt und sein Herz dem Glauben öffnet.

Der Lindenbaum vor der Gretschiner Kirche bringt seine kostbaren Blüten relativ spät hervor. Es ist dies ungefähr zur Zeit der Sommersonnenwende, also in der Mitte des Sonnenlaufes, in der Jahresmitte, in der Mitte der Zeit . . . Nach ihr blüht kaum noch ein Baum. Dann, am 24. Juni, wird das Fest von Johannes dem Täufer gefeiert. Er hatte ein Kleid von Kamelhaaren und um seine Lenden einen ledernen Gürtel; seine Speise waren Heuschrecken und wilder Honig. Der Täufer rief zur Busse auf. Nicht er selbst war der Christus, sondern zeugen sollte er von ihm. Nach Matthäus 3, 10–12 predigte er den Pharisäern und Sadduzäern, die zur Taufe kamen: «Jeder Baum nun, der nicht gute Frucht bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. Ich taufe euch mit Wasser zur Busse; der aber nach mir kommt, ist stärker als ich, und ich bin nicht würdig, ihm die Schuhe zu tragen. Er wird euch mit heiligem Geist und mit Feuer taufen. Er hat die Wurfschaufel in seiner Hand und wird seine Tenne fegen und seinen Weizen in die Scheune sammeln; die Spreu aber wird er mit unauslöschlichem Feuer verbrennen.» Unter dem Lindenbaum vorbei werden die Kinder zur Taufe in die Kirche getragen. Am alten Taufstein aus dem 14. Jahrhundert, der früher wohl nicht vorne im Chor, sondern gleich nach der Eingangstüre an der Seite gestanden hatte, begegnen wir dem Baumsymbol wieder. Am Fuss des alten Steines ist es achtfach in stilisierter Form abgebildet.



Die vielen Bäumchen am Taufstein geben der Hoffnung Ausdruck, dass das Leben der Kinder in der Kraft Gottes und im Glauben der Familien und der Gemeinde gedeihen möge. Dem grossen Lindenbaum draussen vor der Kirche entsprechen die kleinen Bäum-

chen drinnen am Fuss des behäbigen Taufsteines. Das Grosse findet sein Abbild im Kleinen, das Innere entspricht dem Äusseren. Wie oben, so unten; wie aussen, so innen. Das sind uralte Erkenntnisse, die selbst in den Details des Kirchenbaues angewandt wurden.

Eine zweite solche Entsprechung zwischen Äusserem und Innerem und ein abermaliges steinernes Abbild des Baumes in der Kirche treffen wir mit den gotischen Chorbogen an. Die Säulen, Bogen und Knoten der Gotik vermitteln dem Betrachter im Spiel des Lichtes das Gefühl eines harmonischen und friedvollen Rittes durch eine Baumallee. So werden unaufdringlich Weg und Ziel angedeutet, und die Meister der Gotik entpuppen sich als helfende Unterstützer christlicher Glaubensverkündigung. Wer verweilt und die Atmosphäre ruhig auf sich einwirken lässt, entdeckt das Abbild himmelhoch wachsender Bäume, ein steinernes Geäst und dazwischen den Himmel. All diesem Geschauten liegt die Vorstellung des kosmischen Baumes, der den Himmel trägt, zugrunde. Die Architekten gotischer Kirchen wollten mit ihren kunstvollen Werken einen fruchtbaren Zustand geistiger Stille schaffen, die das tiefe Aufnehmen der Verkündigung ermöglicht. Sie wollten wie Johannes der Täufer dem Herrn den Weg bereiten.

Die mächtige Linde vor der Gretschinscher Kirche, die selbst die Höhe ihres Turmes überragt, hat uns nun zu langem Forschen und Nachdenken angeregt. Trotzdem konnte vieles nur angedeutet werden, weil in der Symbolik und im Glaubensleben Sprache an ihre Grenzen stösst und irgendwann im Dienste des Unaussprechlichen zu schweigen hat. Es kommt der Punkt, da die Sprache verstummen muss und dem Erlebnis Platz machen soll, denn Tiefstes und Höchstes erschliesst sich in seiner Fülle letztlich nur dem Erlebnis. «Unser Erkennen ist Stückwerk; wenn aber das Vollkommene kommen wird, dann wird das Stückwerk abgetan werden», schreibt Paulus im berühmten Kapitel 13 des ersten Korintherbriefes, dem neutestamentlichen Hohen Lied der Liebe.

Jene Linde aber war und ist ein Verweilen wert, bevor man die Kirche betritt. Ein Bänklein umspannt ihren dicken Stamm. Zu früheren Zeiten sassen am Abend die Leute des Dorfes darunter und liessen im trauten Gespräch den Tag ausklingen. Heutzutage freilich schimmert es dann bläulich durch die dicken

Stubenvorhänge und die Fensterscheiben nach draussen – die Fernsehprogramme haben hier wie anderswo die menschliche Begegnung abgelöst. Schade. Ja, schade, dass der Mensch mit der Technik, die so viel Gutes an sich hat, nicht klüger umgehen kann. Er lässt sich von ihr beherrschen. Dabei wäre sie ein Segen, wenn er sie beherrschen würde statt umgekehrt.

Es ist direkt ein tragisches Sinnbild, dass sich heute die Menschen nicht mehr bei den Bäumen begegnen. Das war früher anders. Der Bündner Dichter Gaudenz von Salis hat in seinem «Lied eines Landmanns in der Fremde» Worte für die Linde gefunden:

«Wann erblick' ich selbst die Linde,
Auf dem Kirchplatz gepflanzt,
Wo gekühlt im Abendwinde
Unsre frohe Jugend tanzt?»

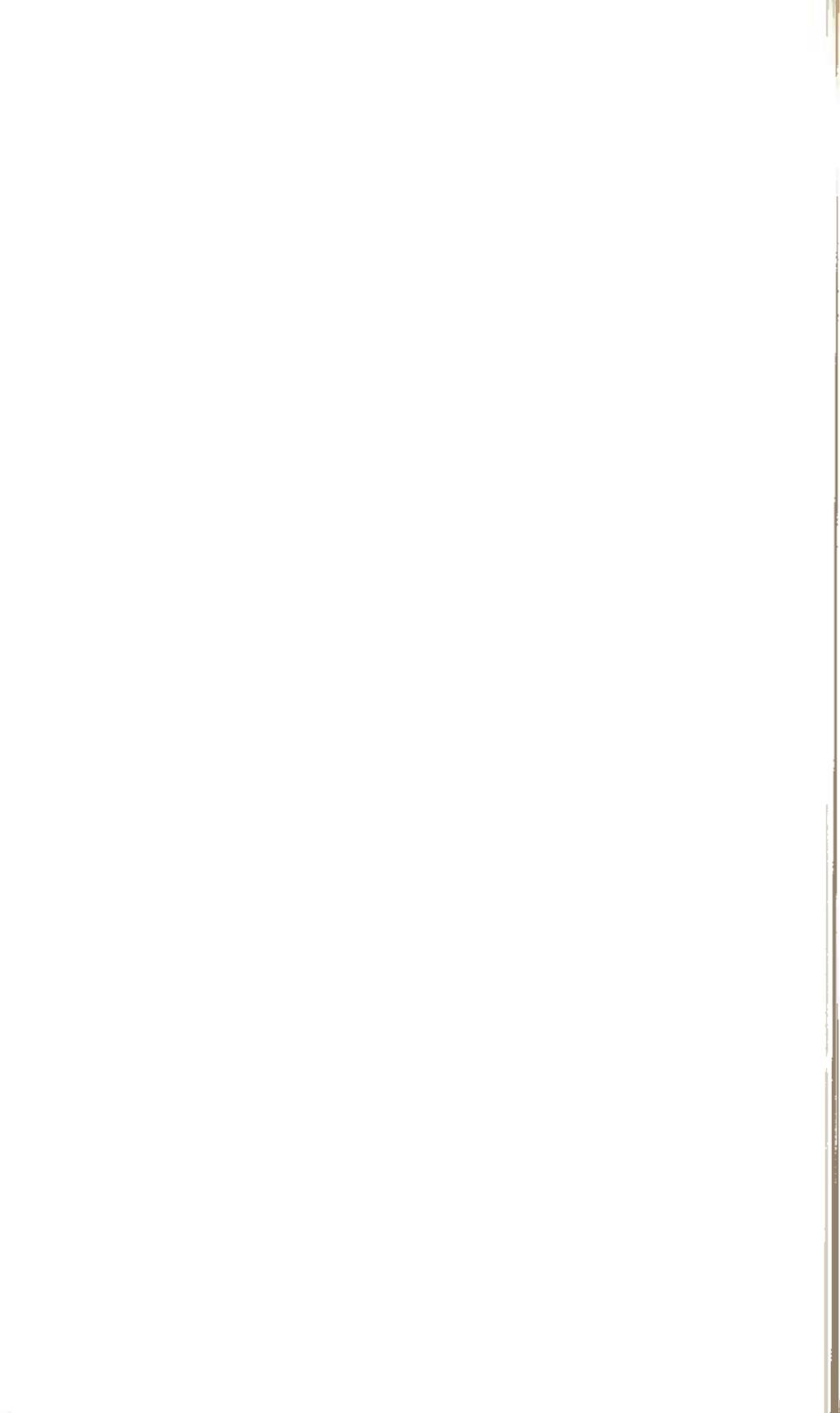
Wie gesagt, spielte sich unter den Linden das gemütliche Gespräch und auch das fröhliche Treiben der Jungen ab. Aber auch Ernstes geschah an solchen Lindenbaumplätzen: An ihnen wurde unter freiem Himmel – also dem Herrgott verpflichtet – Gericht gehalten. Ob sich das einst auch so in Gretschins zugetragen hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber es soll hier angedeutet sein, dass das Leben aus Tanz und Ernst gleichermaßen besteht und wir jederzeit bereit sein sollen, über unser Tun und Lassen Rechenschaft ablegen zu können.

Die Linde von Gretschins ist nicht nur Kirchbaum, der den Kirchplatz dominiert, sondern auch Dorfbaum, Wahrzeichen des Ortes. Da er ursprünglich auf Pestgräber gepflanzt war, ist er auch ein Gedenkbaum, ein Zeichen der Auferstehungshoffnung angesichts des Todes. Er ist ein Lebensbaum, der Menschen und Tieren Zuflucht und Rast bietet. Mit seinen Misteln auf den hohen Ästen wirkt er schon von weither anziehend. Er verweist auf das Geheimnis des Lebens, das sich nur dem Erlebnis erschliesst.

Der empfängliche Kirchgänger fühlt sich ihm nahe, weil er in ihm seinen Lebensbaum erkennt und sein Schicksal an ihm abliest. Im Frühling erkennt er das keimende Leben von Kindheit und Jugend, im Sommer die Zeit der arbeitsamen Lebensmitte, in der Erntezeit des Herbstes das reife Alter und in der

Winterruhe den Tod, dem ein neuer Frühling nachfolgt (Lied 292). Der geneigte Betrachter bemerkt aber auch die zwei Hälften des Baumes, die zusammen vereint Frucht hervorbringen. Er nimmt die vier Elemente wahr und spürt die e i n e Kraft, die hinter den vielfältigen Formen des Lebens steht. Er ahnt die Möglichkeit zur Entfaltung und erkennt am himmelwärts strebenden Baum vielleicht schon seinen Weg: den Weg durch die Dunkelheit ans Licht, den er bereits aus dem bergenden und gebärenden Mutterschoss heraus ans helle und weckende Licht der Welt gegangen ist. Wird er die Chance, ein neuer, wiedergeborener Mensch werden zu können, ergreifen?

Niemand wird behaupten, all dies werde angesichts des Baumes bewusst wahrgenommen. Fest steht jedoch, dass der Baum auch auf den modernen Menschen, in dem so vieles verschüttet ist, anziehend wirkt. Und – ein prächtiger Baum ist alleweil angenehm.



Wer unter dem Lindenbaum der Kirche von Gretchins zusteuert, den empfängt der schöne, gotische Türbogen. Sein Weg wird nun buchstäblich zum «geraden Weg».

Die Bibel wird nicht müde, den Menschen aufzufordern, auf geraden Wegen zu wandeln und dem Herrn den Weg zu ebnen. Der Psalmensänger betet am Schluss des Vertrauenspsalmes 139 als letzte Worte: «Leite mich auf geradem Wege!» Der weise König Salomo rät in seinen Sprüchen (4, 26–27): «Geh immerzu auf gerader Bahn, und alle deine Wege seien bestimmt. Weiche weder zur Rechten noch zur Linken, halte deinen Fuss vom Bösen zurück.» Später heisst es in den Sprüchen (23, 19f.): «Höre zu, mein Sohn, dass du weise werdest, und lenke dein Herz auf den geraden Weg! Halte dich nicht zu den Trunkenbolden . . .» Auch bei den Propheten ist der gerade Weg ein beliebtes Motiv: «In der Wüste bahnet den Weg des Herrn; machet in der Steppe eine gerade Strasse unserem Gott!» (Jesaja 40, 3). Die letzten Worte des Buches Hosea (14, 9) heissen: «Wer ist weise, dass er dieses verstehe, und wer verständig, dass er es einsehe? Denn die Wege des Herrn sind gerade, und Gerechte wandeln darauf, Frevler aber kommen auf ihnen zu Fall.» Der gerade Weg bedeutet demjenigen, der reinen Herzens ist, Seligkeit, denn er bahnt damit seinem Herrn den Weg, so dass er einziehen kann in sein Leben.

Die Evangelien des Neuen Testaments knüpfen an dieses altbekannte Bild an. Johannes der Täufer, der Rufer in der Wüste, sagt: «Bereitet den Weg des Herrn, machet seine Strassen gerade!» (Matthäus 3, 3). Er meint damit die Busse, die neue Hinwendung zu Gott, und einen barmherzigen und gerechten Lebenswandel, der dem Herrn gefällt. Lukas erläutert in 3, 5 eingehender: «Das Krumme soll zu geraden Wegen

und die rauhen sollen zu ebenen Wegen werden.» Der gerade Weg wird von zwei Seiten her betreten: von demjenigen, der ihn beschritten hat, und vom Herrn, der ihm darauf entgegenkommt. Er wird zur Begegnung und zur Gemeinschaft mit Gott und mit seiner Gemeinde. Die Kanäle für die Gerechtigkeit und den Frieden sind geöffnet. Der Mensch steht der Erfüllung und dem Sinn seines Lebens nicht mehr im Wege, und es wird ihm möglich, im Geiste Gottes zu leben. Er nimmt die Vergebung an, und er liebt das Gerechte und das Gute, auch wenn es sich nicht sofort bezahlt macht.

Wie gesagt, schreitet der Kirchgänger nun unter dem gotischen Türbogen durch die offene Holztüre ins Gotteshaus. So eine schöne, schlichte Türe vermag zum Nachdenken anzuregen. Im Leben hoffen wir ja auch, dass immer wieder «ein Türchen» aufgeht und sich uns eine neue Zukunft eröffnet. Wer Not und Leid erlebt hat, weiss, wie gross die Sehnsucht danach ist. Wer sich einmal schuldig oder unschuldig im Gestrüpp seiner Schicksalsfäden verfangen hatte, der kennt das Bangen nach einer Tür, die sich neu öffnet.

Jesus selbst hat das Sinnbild der Türe gerne und oft verwendet. In seiner Bergpredigt (Matthäus 7, 7–8) sagt er eindringlich: «Bittet, so wird euch gegeben werden; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan werden! Denn jeder, der bittet, empfängt; und wer sucht, der findet; und wer anklopft, dem wird aufgetan werden.» Diese Sätze dringen um so stärker an unsere Herzen, als dass sie – jeder für sich – doppelt gesagt werden. Jedes der drei Sätzlein wird zweimal erwähnt. Es ist, als ob Jesus selber bei uns anklopfen würde, und das meint wohl das Buch der Offenbarung in 3, 19–20: «Tue Busse! Siehe, ich stehe an der Tür und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hört und die Tür öffnet, werde ich zu ihm hineingehen und das Mahl mit ihm halten und er mit mir.» Vielleicht vergegenwärtigt das Pochen unserer Herzen uns stets dieses Klopfen . . . Angedeutet ist auch bereits, was drinnen geschieht, wenn die Stimme gehört und die Türe geöffnet wurde: Das Mahl der Gemeinschaft wird gehalten, das uns kräftigt und zur Familie Gottes macht.

Das Türmotiv nimmt schliesslich Jesus gar für sich selbst in Anspruch. In Johannes 10, 9 lesen wir: «Ich bin die Türe. Wenn jemand durch mich hineingeht, wird er gerettet werden, und er

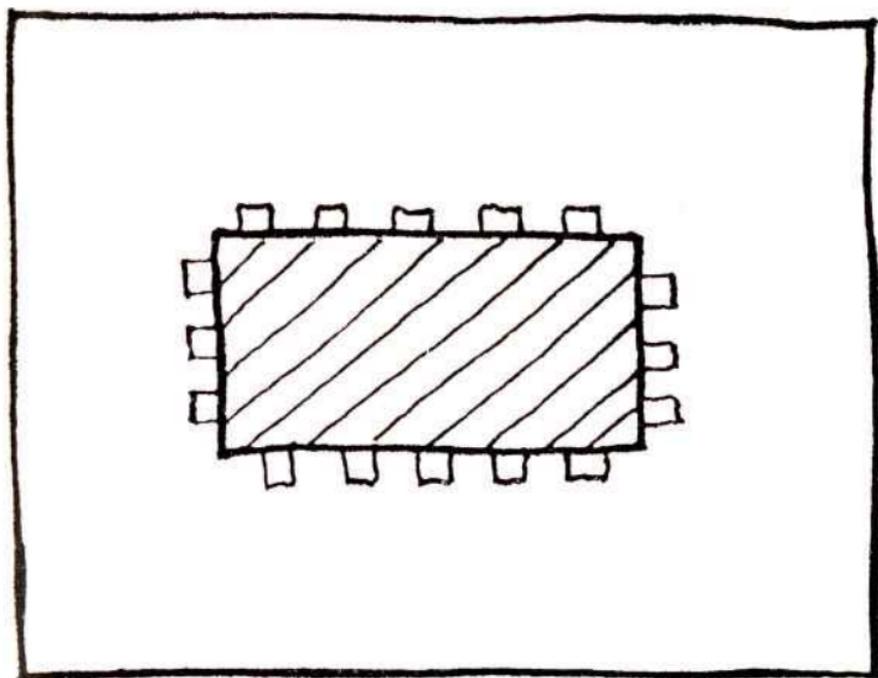
wird ein und aus gehen und Weide finden.» Errettung und Nahrung für die Seele warten auf den, der diese Tür des Heils betritt und diesen Heilsweg geht. Er wird gestärkt und findet das wahre Leben. Jesus ist das rettende Türchen, das uns aufgeht und den Weg in die Zukunft freimacht. Wir dürfen die Vergangenheit mit ihren Belastungen hinter uns lassen.

Eine solche Türe ist nicht nur ein praktisches Ding, sondern auch ein sehr tiefes Symbol, das uns zum Nachdenken anregen kann, wie wir unsern Weg fortzusetzen gedenken. Wie haben wir's mit Wegen und Türen? Welche sind uns wichtig und lieb? Welche wollen wir meiden? Was empfinden wir an unseren eigenen Haus- und Wohnungstüren, und wie ergeht es uns an fremden Türen? Es lohnt sich, diesen Fragen nachzuspüren und sie zu klären. Türen können heimelig sein; sie vermitteln ein Gefühl von Zuhause und Geborgenheit. Sie können Verbindung bewirken, wenn sie geöffnet werden; dann fliessen Lebensströme. Geschlossene Türen, die auch nach langem Klopfen nicht geöffnet werden, sind ein Bild der Unbarmherzigkeit.

Kirchentüren sind offene Türen. Sie müssen es sein. Denn Jesus sagt von sich selbst, er sei die Tür. So haben Kirchentüren offene Türen zu sein. Für alle, ungeachtet des Geschlechts, der Herkunft, des Standes und des Alters. Das ist eine Chance der Kirche und des einzelnen. Man könnte dort jedem begegnen, einfach jedem.

Um die geografische Orientierung und die Gestalt der Kirche zu begreifen, müssen wir nun etwas ausholen und einen Blick in die Entstehungsgeschichte der Gotteshäuser tun.

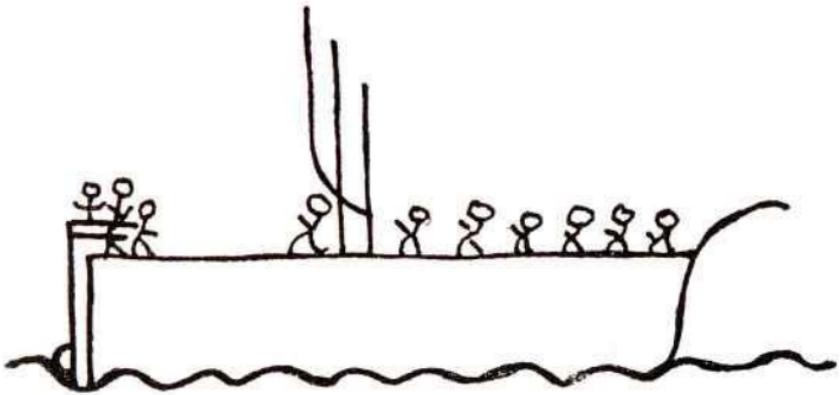
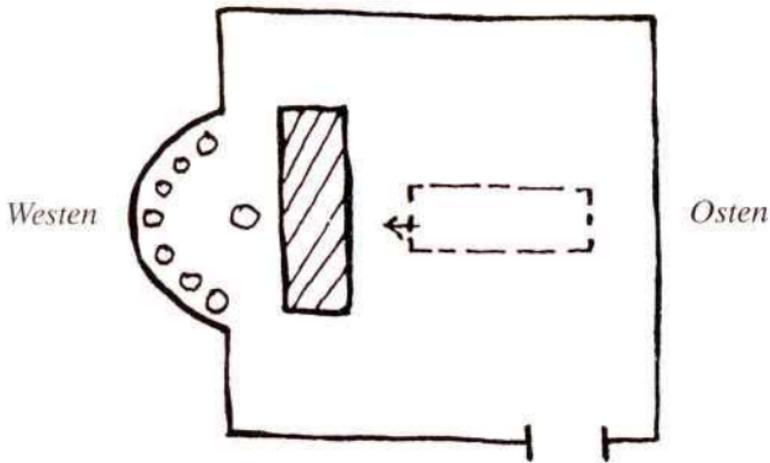
In frühester Zeit versammelten sich die Christen in dafür geeigneten Wohnhäusern. Sie benötigten für ihre Zusammenkünfte einen einfachen Raum mit einem grossen Tisch, da neben der Lehre das beim Essen eingenommene Abendmahl für sie sehr wichtig war: «Sie verharrten aber in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft, im Brechen des Brotes und in den gemeinsamen Gebeten.» (Apg. 2, 42). Dieses Liebesmahl wurde nach dem griechischen Ausdruck «Agape» (Nächstenliebe) Agape-Mahl genannt und der Raum demzufolge Agape-Raum. Man vernahm das Evangelium vom Kommen, vom Tod und der Auferstehung Jesu Christi, lobte Gott mit Liedern und nahm das beim Essen eingesetzte Abendmahl ein. So festigten sich das Glaubensleben und die Gemeinschaft.



Im Agape-Raum versammelten sich die frühen Christen zum gemeinsamen Gebet, zum Hören der Lehre und der Worte aus den heiligen Schriften, zum Lobpreis Gottes in den Liedern und zur Einnahme des sogenannten Agape-Mahles, des Liebesmahles. Diese fröhlichen und verbindlichen Agape-Feiern kräftigten die christlichen Gemeinschaften im ersten und zweiten Jahrhundert. Sie fanden in den Häusern der Gläubigen statt, welche «abwechselnd von Haus zu Haus das Brot brachen und die Speise zu sich nahmen mit Frohlocken und in der Lauterkeit des Herzens» (Apg. 3, 46).

Nun stellte sich im Verlaufe des zweiten und dritten Jahrhunderts folgende Entwicklung ein: Im grössten Zimmer des Römerhauses befand sich an einer der vier Wände ein grössere, halbrunde Nische mit einem muschelartigen oberen Abschluss. Diese Nische wurde Apsis genannt, und in ihr stand das als Gott verehrte Bild des Kaisers. Die Christen jedoch anerkannten als göttlichen Herrn nur Jesus Christus, und so entfernten sie nach und nach diese Kaiserstandbilder. An ihre Stelle traten die Prediger, welche nun zur Wortverkündigung und zur Austeilung des Abendmahles in die Apsis standen. War die Apsis gross genug, nahmen dort auch die Gemeindeleiter Platz. Und weil die Versammlungen ständig grösser wurden, rückte man den Tisch vor die Apsis und stellte Stühle in den Raum hinein. Aus dem Agape-Mahl (dem Mahl der Nächstenliebe), das manchenorts sogar in Essgelage ausartete, wurde das in einem Stückchen Brot und einem oder drei Schlücken Wein symbolisch eingenommene Abendmahl. Die drei Schlücke des Abendmahles, die auch heute noch in den meisten Kirchen üblich sind, vergegenwärtigen übrigens nicht nur die Dreieinigkeit Gottes in Vater, Sohn und heiligem Geist – wie gemeinhin üblich angenommen wird –, sondern vor allem den Tod und die Auferstehung Jesu Christi am dritten Tag. Bei der Einnahme der drei Schlücke Wein im Abendmahl stirbt der Gläubige symbolisch mit Christus, und er aufersteht mit ihm. Er ist mit hineingenommen in das Geheimnis des Sterbens und Auferstehens Christi. Das ist etwas ganz Grosses zum Heil eines jeden, der es annimmt.

Der Prediger steht nun als Stellvertreter Christi in der Apsis, aus welcher später in den christlichen Kirchen das Chor entstanden ist, weil dort der Chor zu singen pflegte. Hinter dem Prediger sassen – sofern es Platz hatte – die Leiter der Gemeinde. Die Gemeinde hatte er vor sich im Blickfeld, dazwischen war nun der Abendmahlstisch getreten. Bei Neubauten legte man allmählich die Apsis in den Westen, da man die Gemeinde zunehmend als ein Schiff verstand, das vom Prediger und den Gemeindeleitern durch die Stürme des Lebens weise nach Osten gesteuert wird. Die leitenden Leute der Gemeinde begriffen sich als Steuerleute, und die Gemeinde durfte das Gefühl haben, auf dem richtigen Kurs zu sein. Im zweiten und dritten Jahrhundert waren also die Versammlungs-



In der Vorstellung der frühen Christenheit des 2. und 3. Jahrhunderts war die Kirche ein Schiff, das von seinen Steuerleuten (dem Prediger und den Gemeindeleitern) nach Osten gesteuert wird. Deshalb hatten diese ihren Platz in der ursprünglichen Apsis des Römerhauses (im späteren Chor der christlichen Kirche) im Westen, d. h. jene Kirchen waren gewestet. Zwischen die Gemeindeleiter und die Gottesdienstbesucher kam der Abendmahlstisch zu stehen.

räume der Christen und dann auch die Kirchen gewestet (nach Westen ausgerichtet), weil die Gemeinde symbolisch als ein Schiff betrachtet wurde, das nach Osten fährt.

Damit gewannen die Himmelsrichtungen an symbolischer Bedeutung für den christlichen Kirchenbau. Dies zeigt, dass sich schon in früher Zeit die Gemeinde des Herrn nicht isoliert, sondern weltoffen und eingebettet in den Kosmos fühlte. Ihre Verkündigung, ihre Gesänge und Gebete, ihr Abendmahl geschahen in dieser Welt und für diese Welt. Die Kraft ihrer Gottesdienste sollte ausstrahlen.

Der Osten bot sich als bedeutsamste Himmelsrichtung an, weil er den Neubeginn des Tages, den Morgen, anzeigt. Dort ist das erste Licht zu sehen, das die Erde beleuchtet. Der Sonnenaufgang ist ein Bild der Auferstehung. Das Christentum hat seine Wiege im Osten. Von daher wird das Heil für die Lebenden und die Toten erwartet. Das Schiff, das in den Osten fährt, geht der Morgensonne entgegen. So wurde ein neuer Aufbruch spürbar. Der Weg der Gemeinde ist somit ein Weg aus dem Abend in den Morgen hinein, aus der Finsternis ans Licht dem Herrn entgegen. Man könnte auch sagen, von Karfreitag dem Ostersonntag entgegen, bedeutet doch jeder christliche Gottesdienst eine kleine Osterfeier, eine Feier zum Gedenken und zu Ehren des auferstandenen Herrn. Das ist das Zentrum unseres Glaubens, von dem seine Kraft ausgeht. Es ist dies ein sehr tiefes Geheimnis des Lebens, dass durch den Glauben im Verlust Gewinn und im Tod Leben verborgen sein können. Das ist wahres Leben.

Barke, Kahn und Schiff (der Halbkreis) sind alte Symbole für Erfüllung und Glück durch göttliches Getragensein. Eigentlich ist das Schiff eine Schale, welche die Seele – oder dann eben die Seelen – aufnimmt und sie schützt und birgt im Fluge durch die Zeiten der Ewigkeit entgegen. Das ist ein Bild für das stete Unterwegssein, in welchem sich der Mensch als Wanderer oder als Gast auf Erden begreift. Er ahnt, dass es noch eine zweite, unsichtbare und ewige Welt gibt.

Dass die alte, sehr schöne Schiffssymbolik ihre Anwendung im christlichen Kirchenbau gefunden hat, vermag nicht zu verwundern. Denn erstens wurde damit ein archaisches Bild der Menschenseele angesprochen, und zweitens wurden damit die Umgebung Jesu und seiner Jünger sowie die Reisen des Apo-

stels Paulus gegenwärtig. Jesus pflegte aus rhetorischen Gründen vom Schiffsboot aus zu den am Lande Versammelten zu sprechen, denn der leise Rückenwind trug jedes seiner Worte sorgsam zu den etwa dreissig Meter entfernten Zuhörern. Damals gab es noch keine Mikrofone und Lautsprecher, und so bediente er sich einer gut erkundeten Akustik der Natur. Seine ersten Jünger waren Fischer, denen die Welt des Wassers vertraut war. Und Paulus hatte auf seiner letzten Reise nach Rom vor der Insel Melite, die nach Heinz Warnecke («Die tatsächliche Romfahrt des Apostels Paulus») nicht Malta war, sondern im südlichen Griechenland auf Kephallenia liegt, gar Schiffbruch erlitten. Das Schiff galt schon immer als eine Allegorie für eine Schicksalsgemeinschaft auf Leben und Tod. Insofern stand es für alle Hoffnungen, die Stürme des Lebens unbeschadet und sicher zu überstehen. Glatte Fahrt bedeutete Gutes und Sturm Gefahr. Anker und Hafen sagten Ruhe und Sicherheit voraus. Für die Christen bedeutete das Schiff der Kirche – wir reden heute noch vom «Kirchenschiff» – Geborgenheit im Glauben an Jesus Christus und innere Sicherheit im Vertrauen auf die Verkündigung und die Gemeindeleitung, die das Schiff weise durch die Wogen zu führen hatte.

Für die alten Kirchenväter stellte die Schiffssymbolik der Kirche das reinste Tummelfeld für die ausgefallensten Vergleiche dar, wie Hugo Rahner in seinem massgebenden Werk «Symbole der Kirche» ausführlich beschreibt. So entsprach etwa das Meer der Welt, das Schiff bedeutete selbstverständlich die Kirche, der erfahrene Steuermann wurde in Christus erkannt, der Mastbaum galt als das Kreuz und die zwei Steueruder als das Alte und das Neue Testament, der gute Wind war der heilige Geist und der Besitzer des Schiffes Gott. Der Phantasie kann man da natürlich ihren freien Lauf lassen; für uns ist einfach die Vorstellung von der Kirche als Schiff wichtig, gibt es doch heute noch das schöne Lied «Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt».

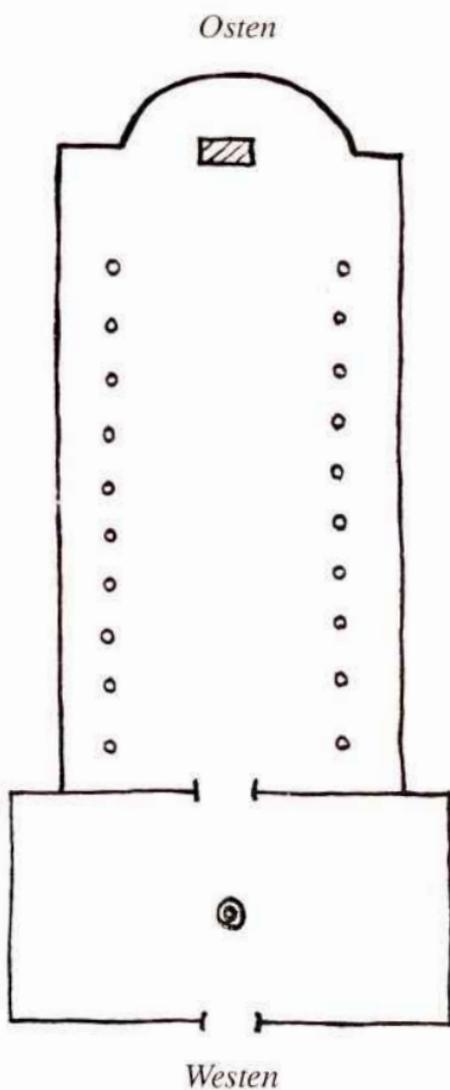
Dieses Schiff dachte man sich ursprünglich eben als unterwegs nach Osten; deshalb hatten die Steuerleute – die Gemeindefeiler und der Prediger – ihre Plätze im Westen, das heisst, die Kirchen waren gewestet. Die versammelte Gemeinde sah vor sich den Abendmahlstisch und dahinter den Prediger und die Vorsteher. Im Brot und im Wein auf dem Abendmahlstisch

erkannte die Gemeinde die Wahrzeichen der Gegenwart ihres Herrn Jesus Christus, wie jenen beiden Jüngern in Emmaus die Augen aufgetan wurden, als Jesus das Brot brach (Lukas 24, 30–31). Das wurde für die Gemeinde immer wichtiger. So verlor sich mit der Zeit das Bild vom Schiff unterwegs, und die Orientierung nach Westen stimmte im Gefühl der Gemeinde nicht mehr. Der Ort, von dem die Verkündigung ausgeht und die Gaben von Brot und Wein verteilt werden, sollte nun nach ihrem Empfinden im Osten liegen, die Kirchen also dementsprechend gerade um 180 Grad gedreht werden.

Das wurde denn auch getan. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt wurden die Gotteshäuser geostet, so dass man sie im Westen betrat und gegen Osten blickte, woher die Wortverkündigung vernommen und das Abendmahl entgegengenommen wurde. Nun stimmte die Ausrichtung für die Gemeinde, die sich inzwischen etabliert hatte. Die Predigt und das Abendmahl vermittelten ihr Christusnähe, und Christus kam doch aus dem Osten, wo jeden Morgen die Sonne neu aufgeht.

Auf diese Weise wurde der Schritt in die Kirche hinein zum Schritt von Westen gegen Osten, vom Okzident in den Orient, vom Sonnenuntergang in den Sonnenaufgang, vom Abend in den Morgen, ins neue Leben hinein. Die Kirchentüre befand sich im Westen, und an den Wänden dahinter wurden oft Darstellungen des jüngsten Gerichtes angebracht, während auf der gegenüberliegenden Seite, im Osten, Jesus als der gute Hirt seine Schafe rief. Die Decken auch unserer Kirchen noch zeigen vielfach das blaue Himmelszelt mit seinen Sternen abgebildet (zum Beispiel in der Kirche von Grabs). Und die Sonne geht im Osten auf und erleuchtet die ganze Erde gleichermassen wie den Innenraum der Kirche, des Versammlungsortes der Christen. Damit ist symbolisch dargestellt, dass Christus als die Sonne der Gerechtigkeit die Kirche erleuchten soll.

Als unter Kaiser Konstantin (312–337) das ganze Römerreich in der sogenannten «Konstantinischen Wende» christianisiert wurde, durften öffentliche Gotteshäuser errichtet werden. Die Gemeinden wuchsen sprunghaft, und so griff man als Vorbilder für die Kirchen zu den Basiliken, den Thron- und Festsälen des Kaisers, die sich in allen grossen Städten zum Empfang des Kaisers aus den riesigen Markthallen herausgebildet hatten.



Die Langhausbasilika des 4. Jahrhunderts mit dem Taufbrunnen im Atrium im Westen, dem Langhaus (Mittelschiff) und durch zwei Säulengänge abgegrenzten nördlichen Seitenschiff und südlichen Seitenschiff sowie dem Abendmahlstisch im Osten.

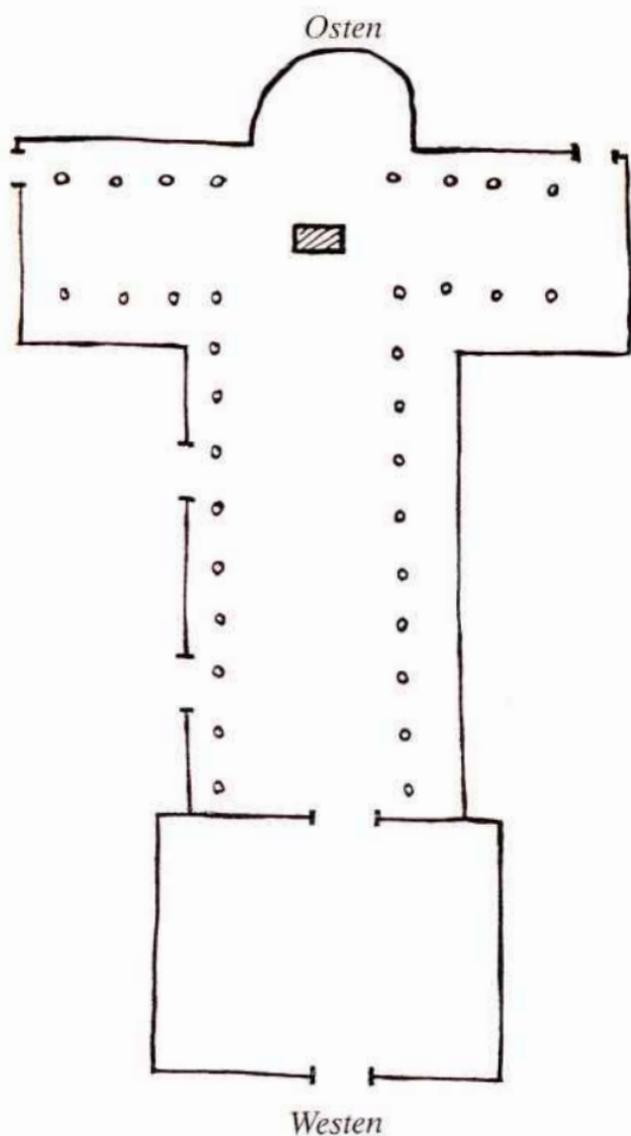
«Basilika» kommt von griechisch «basileus» (König, Kaiser) und heisst «die dem Kaiser Gehörige» oder «Königsbau». Hinter dem Triumphbogen, auf erhöhtem Thron, pflegte der Herrscher zu sitzen, nur stellte man sich nun Christus als diesen König vor. Und das Atrium des Römerhauses, das mit dem Brunnen den südlichen Eingang bildete, wurde nun westlich vor die Basilika gestellt.

Man betritt die Kirche von Westen her und schreitet ins Gotteshaus. Am Anfang dieses Weges steht die Taufe, nachher wird er fortgeführt, dem Lichte entgegen, im Hören der Verkündigung und im Einnehmen des Abendmahls.

Bald wurden massenweise Realopfer zum Abendmahlstisch gelegt, die Zahl der Amtsinhaber nahm zu, und so wurde der Bereich um den Abendmahlstisch herum durch ein Querhaus und später gar durch ein Querschiff – der Name Schiff wurde beibehalten – vergrössert. Entstanden ist die Kreuzbasilika, welche den Bau der Kirche augenfällig ins Zeichen des Kreuzes stellt. Derjenige, der sie betritt und in ihr verweilt, befindet sich buchstäblich im Zeichen des Kreuzes! In späteren Jahrhunderten wurden gar Staffelchöre zum Abhalten verschiedener Feiern gleichzeitig gebaut, mehrere Altäre errichtet und auch sonst diverse Ausgestaltungen vorgenommen – bis uns die Reformation zum eigentlichen Sinn des Ganzen zurückführte und unseren Kirchen eine manchmal erschreckende und übertriebene Schlichtheit schenkte.

Im ländlichen Gretschins finden wir freilich keine Basilika und auch sonst keinen Prunkbau. Es ist eine einfache, gotisch geprägte Kirche, die gegen vierhundert Leute zu fassen vermag. Als «Vorhof» dient höchstens eine kurze Luftschleuse, nur zwei Säulen tragen die Empore, das Taufbecken befindet sich wie andernorts nicht mehr am Eingang hinten, sondern vorne und wird zugleich als Abendmahlstisch benutzt. Und der Chorbogen ist ein stilisierter Triumphbogen, der ohne Pomp an den Sieg Christi über die Macht des Todes erinnert. Trotzdem verstehen wir jetzt vielleicht manches an dieser Kirche tiefer. Auch sie zeigt den Weg des Menschen an, der ein Weg aus der Finsternis der Unwissenheit ans helle Licht des Glaubens sein soll und darf.

Auch wenn wir es hier nicht mit einer grossen Basilika zu tun haben, kann dem Grundriss dieser Kirche doch eine Symbolik

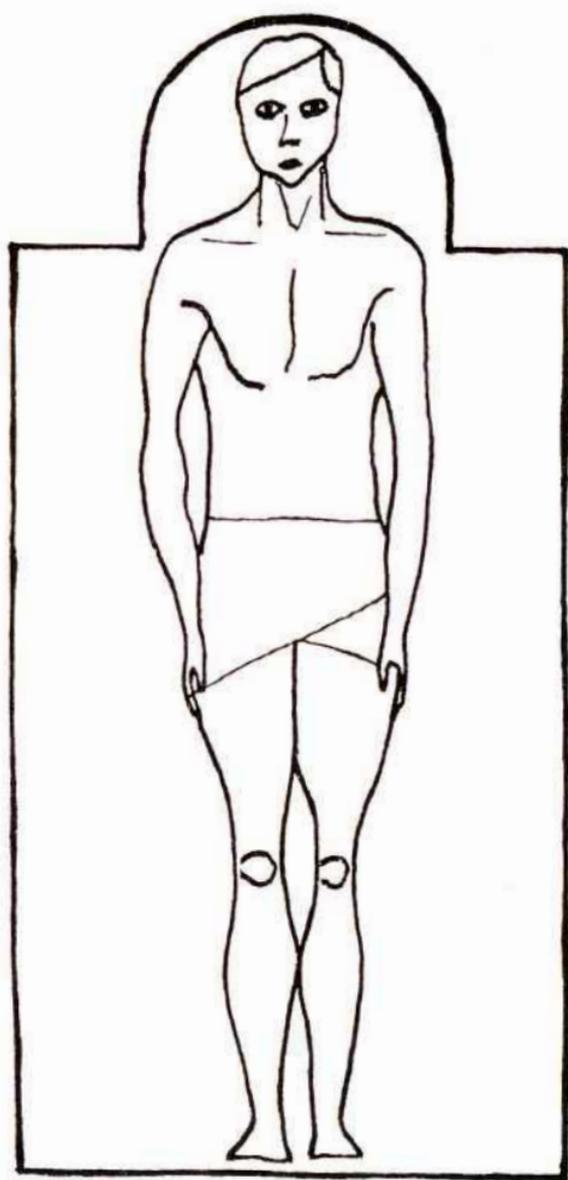


Die Kreuzbasilika (4.-5. Jh.), mit Atrium am Eingang im Westen und Querschiff vorne gegen Osten, lässt die Gläubigen ihre Gottesdienste im Zeichen des Kreuzes feiern. Wenn wir uns Christus an diesem Bau mit seinem Körper, den ausgebreiteten Armen und dem Kopf vorstellen, so ist baulich dargestellt, dass die Gemeinschaft der Christen den Leib Christi bildet, wie es Paulus in 1. Kor. 12, 12ff. dargelegt hat.

entlockt werden. Es ist möglich, in ihm den Leib eines Menschen zu erblicken – oder besser gesagt, den Leib des Menschen, den Leib Christi. Die Vorstellung, dass die Gemeinschaft der Gläubigen einen einzigen Leib, nämlich den mystischen Leib Christi bildet, hat bereits der Apostel Paulus entworfen. Wir lesen im 12. Kapitel seines ersten Briefes an die Gemeinde in Korinth: «Wie der Leib einer ist und viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obgleich es viele sind, einen Leib bilden, so ist es auch mit Christus. Denn auch wir sind in einem Geist alle zu einem Leib getauft worden, ob Juden, ob Griechen, ob Sklaven, ob Freie, und sind alle mit einem Geist getränkt worden. Denn auch der Leib ist nicht ein Glied, sondern viele. Wenn der Fuss sagt: Weil ich nicht Hand bin, gehöre ich nicht zum Leibe, so gehört er darum doch zum Leibe . . . Nun aber hat Gott den Gliedern eine Bestimmung gegeben, einem jeden von ihnen am Leibe, wie er gewollt hat . . . Ihr seid Christi Leib und, als Teile betrachtet, Glieder.» Darum sollen alle gemäss den ihnen verliehenen Gaben ihre Funktion am Leibe Christi wahrnehmen. Jeder diene dem Ganzen in der Weise, wie es ihm bestimmt worden ist. Im Zusammenwirken aller im einen Geiste, aber in den verschiedenen Aufgaben, erfüllt sich die Gemeinschaft. Das müsste zu einer Toleranz in und zwischen den christlichen Gemeinschaften führen, denn wie oft meinen einzelne, sie allein besässen schon die ganze Wahrheit!

Nach Paulus bildet auch der Leib des einzelnen Gläubigen einen «Tempel des heiligen Geistes» (1. Kor. 6, 19). Wie Gottes Geist den Leib der Gemeinschaft durchdringen soll, so will er auch in jedem einzelnen atmen.

Und Petrus, dessen Namen aus dem Lateinischen übersetzt Stein oder Fels bedeutet, ruft die Gläubigen dazu auf, sich selbst als lebendige Steine zu einem geistlichen Haus aufzubauen, und er erkennt in Christus das Vorbild des lebendigen Steines: «Zu ihm tretet hinzu, dem lebendigen Stein, der von den Menschen zwar verworfen, vor Gott aber auserwählt, kostbar ist, und lasset euch auch selbst wie lebendige Steine aufbauen als ein geistliches Haus zu einer heiligen Priesterschaft.» (1. Petr. 2, 4–5). Es geht letztlich also keinesfalls um äussere Gebäude, in denen der Geist Gottes wohnt, sondern darum, dass dieser Geist die Gemeinschaft der Gläubigen und zugleich



Die Gemeinschaft der Gläubigen bildet den Leib Christi (1. Kor. 12, 27), und so kann im Grundriss der Kirche der eine Leib, der aus vielen Gliedern besteht, gesehen werden.

jeden einzelnen von ihnen durchdringt und erfüllt. Die äusseren Bauten bieten bloss Herberge, und mit ihrer Symbolik weisen sie darauf hin, dass die Menschen zusammen das geistliche Haus bilden und jeder einzelne einen Stein, einen Teil davon ausmacht. Das bedeutet immerwährende Arbeit an der Gemeinschaft des geistlichen Hauses und vor allem auch an sich selbst, damit sich jeder von uns als ein lebendiger Stein in das Gebäude des Ganzen einfügt.

Der Leib der Gemeinschaft der Gläubigen bildet also den Leib Christi. Und zugleich findet sich im Neuen Testament die Vorstellung, dass Christus das Haupt dieses Leibes, das Haupt der Kirche darstellt: «Er ist das Haupt des Leibes, nämlich der Kirche, er, der der Anfang ist, der Erstgeborene von den Toten, damit in allem er den Vorrang hat.» (Kolosser 1, 18). Das sind zwei verschiedene Vorstellungen, die sich aber nicht widersprechen müssen. Wir sehen an diesem Beispiel, wie reich das Neue Testament an Bildern ist, welche Vielfalt da zu uns redet. Und ich finde, man sollte diese Vorstellungen nicht gegeneinander ausspielen, sondern sie vielmehr als Bereicherung auffassen. Wir tun gut daran, diese Vielfalt zu erkennen und die Wahrheit nicht einfältig und vorschnell festzulegen. Die Schriften der Bibel sind sehr reich und offen, und wir sollten es ihnen gleich halten!

Das Haupt Christi kann man sich nun im Chorheil der Kirche denken, der meistens gegen Osten, gegen Sonnenaufgang gerichtet ist. Gerade diesbezüglich aber gab uns die Kirche von Gretschins bis vor kurzer Zeit ein Rätsel auf. Sie ist nicht geostet wie viele andere Kirchen und wie zum Beispiel die Kapelle von Fontnas. Sie liegt in südöstlicher Richtung. Dies gilt auch für ihre beiden je kleineren Vorgängerinnen, deren Grundmauern im Jahre 1946 entdeckt und erforscht wurden. Die faszinierende Ausrichtung der Gretschinscher Kirche hat mich interessiert, seit ich 1982 mit meiner Familie hier Wohnsitz nahm. Es schien mir im Sonnenlauf, der besonders eindrücklich durch die drei Chorfenster beobachtet werden kann, ein Geheimnis verborgen zu sein, das in uraltem Wissen gründen musste und von welchem die Erbauer dieser drei Kirchen am selben Ort noch Kenntnis hatten. Der Sonneneinfall im Jahreslauf verleiht dem Gottesdienstraum nämlich eine sehr ergreifende, weihevollte Atmosphäre.

Der fleissige Kirchengeschichtsschreiber von Wartau, Jakob Kuratli, führte die Lage der Kirche auf den Felsenzug zurück: «Kirche und Pfarrhaus zu Gretschins sind auf Fels gebaut. Der dort verborgene Felsrücken, in der Eiszeit vom Rheingletscher geschliffen, verliert sich unauffällig in südöstlicher Richtung nach Caploam und schliesst dieses Feld bis zum fallenden Osthang ab. Der unbekannte Meister, der ungefähr ums Jahr 1000 die erste Kirche zu Gretschins an geschützter Stelle erbaute, passte den Bau ganz der Unterlage an. Der lange Felsenzug ward zur Richtschnur, an die sich noch Jahrhunderte später auch die Erbauer der zweiten und dritten Kirche hielten. So erklärt es sich, dass alle drei Gotteshäuser von der sonst üblichen Ost-West-Richtung halbwegs nach Süden abweichen. Die ganze östliche Längsseite der Kirche steht unmittelbar auf dem Felsen, während die westliche nicht direkt auf Felsen-Grund, sondern auf Gletschermoräne ruht. Denn der schmale Felsrücken fällt nicht nur beim Platz mit der alten Linde vor der Kirche, sondern auch beim Friedhof daneben gegen Westen ab. Dieser Tatsache hat namentlich der Baumeister der dritten, also der heutigen Kirche, auf findige Weise in besonderem Masse Rechnung getragen.» (S. 9–10).

Kuratli, dessen eifriges und verdientes Lebenswerk der Erforschung der Geschichte Wartaus galt und dem wir zu bleibendem Dank verpflichtet sind, hatte also angenommen, die Baumeister der drei Mutterkirchen von Wartau hätten die Ausrichtung der Gotteshäuser dem Verlauf des Felszuges angepasst. Daran habe auch ich nie gezweifelt, und ich möchte jenem Felsenzug auch heute noch durchaus eine bedeutende Rolle für die Ausrichtung der Kirche von Gretschins zubilligen. Es gibt dafür sogar mehrere biblische Gründe. Wir kennen ja das Gleichnis vom klugen Mann, der sein Haus auf den Felsen und nicht auf den Sand baute (Matthäus 7, 24ff.). Berühmt ist auch die Stelle des Matthäus-Evangeliums (16, 18), da Jesus zu seinem Jünger sagt: «Du bist Petrus (d. h. Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.» Auf den Menschen will Jesus seine lebendige, unsichtbare Kirche bauen, die alle Christusgläubigen vereint, welchen Kirchen oder kirchlichen Gemeinschaften sie auch immer angehören mögen. Die sichtbaren Heiligtümer und Kirchen aus Stein aber hat man seit eh und je auf Felsen gebaut. Der Glaubende erkennt in seinem Herrn nämlich auch die

Festigkeit und den Halt eines Felsens, lesen wir doch in Jesaja 26, 4 die Worte: «Der Herr ist ein ewiger Fels.» Felsen bieten Halt, sie vermitteln dem Innehaltenden ein Gefühl von Stärke und Ruhe, so dass er das Wort Gottes ungestört in sich aufnehmen kann.

Die Symbolik von Kirche und Fels erfährt bei Mechthild von Magdeburg (etwa 1207 bis 1282), der bekannten Vertreterin mittelalterlicher Frauenmystik, eine noch tiefer empfundene Deutung: «Auf dem Stein (Christus) stand die allerschönste Jungfrau (Kirche), die je gesehen ward . . . Ihre Füße sind mit einem Edelstein geschmückt . . . Dieser Edelstein ist der christliche Glaube. Die Jungfrau (Kirche) stand auf zwei Füßen: Der eine ist das Binden, der andere ist das Lösen heiliger Gewalt.» Die lebendige Gemeinde gründet demnach auf Christus, so wie das Kirchengebäude auf Fels gebaut ist. Der verborgene Edelstein, d. h. der unaufgebbare Schatz, ist der christliche Glaube. Und die Kirche steht auf zwei Füßen, dem Binden und dem Lösen heiliger Gewalt. Was mit dem überaus tiefen Ausdruck «Binden und Lösen heiliger Gewalt» gemeint ist, lässt sich vielleicht am ehesten mit den Begriffen von Schöpfung und Erlösung beschreiben. Was gebunden ist auf Erden, muss wieder gelöst werden.

Dass man Kirchen auf Fels baut, hat also seine guten praktischen und symbolhaften Gründe. Daher möchte ich eine gewisse Bedeutung jenem Felsen nicht absprechen – aber ich habe ihn nie für das einzige Kriterium für die Orientierung der Kirche von Gretschins halten können! Diese Ahnung bestätigte sich mir auf wunderbare Weise, als ich im Herbst 1987 das frisch aus dem Englischen übertragene Buch «Einst war uns die Erde heilig» von Nigel Pennick anschaffte. Darin las ich zu meiner Überraschung, dass Kirchen zwar schon gegen Sonnenaufgang gerichtet wurden, oftmals aber gegen Sonnenaufgang am Festtag jenes Heiligen, dem die Kirche einst geweiht war. Da ging mir ein Licht auf: Sonnenaufgang am Martinstag, dem 11. 11.! Seither habe ich dieses Ereignis tatsächlich mehrere Male beobachten und fotografisch festhalten können. Am 11. November, um 9 Uhr (3 x 3), dem Zeitpunkt der Wandlung im orthodoxen Gottesdienst, erscheint die Sonne in der Flucht der St. Martinskirche von Gretschins über dem Girensitz. Die ersten Strahlen sind im kleinen Einschnitt davor sichtbar, dann klettert die

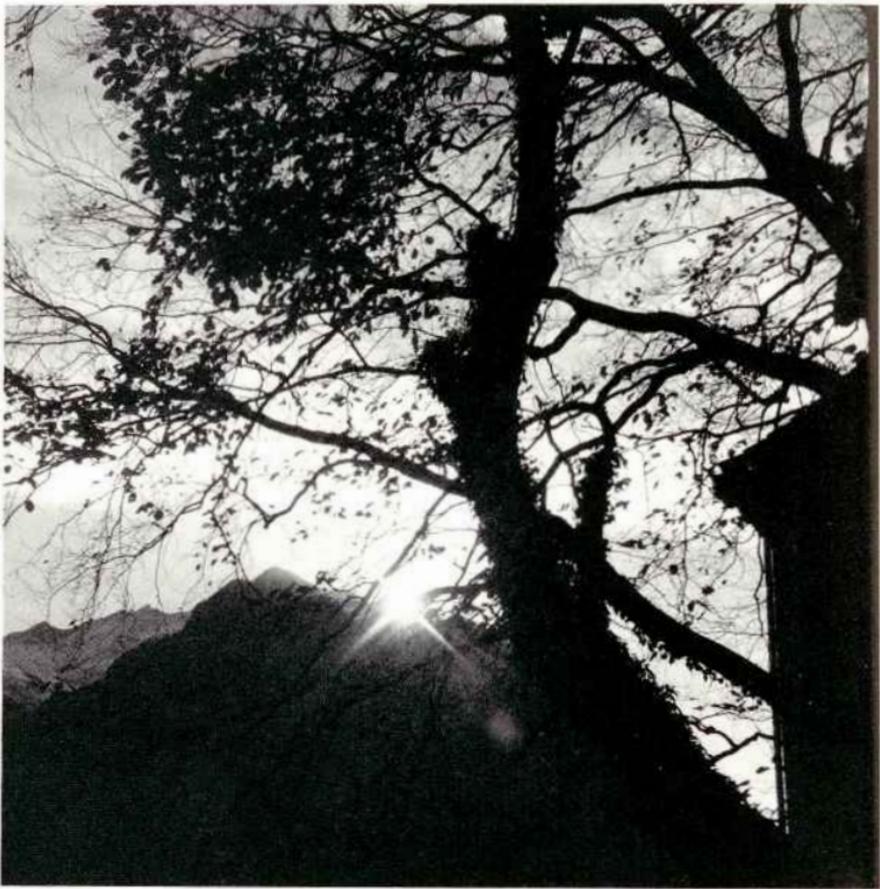
Sonne auf die Anhöhe des Spitzes und erscheint als volle Sonnenscheibe exakt über der Bergspitze. Die ersten Sonnenstrahlen fallen durchs mittlere Chorfenster auf den Tauf- und Abendmahlsstein. Sie scheinen durchs All über den grossmächtigen Stein des Berges auf den kleinen, aber für uns Menschen bedeutenden Tauf- und Abendmahlsstein. Und das Fenster im Chorraum hat genau die Höhe, welche dieses Erlebnis ermöglicht. Das Äussere erleuchtet das Innere. Langsam leuchtet die Sonne den Kirchenraum aus, der immer heller wird. Das Licht kommt in die Welt. Die Worte vom Anfang des Johannes-Evangeliums (1, 9) werden fast greifbar: «Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt.» Das Äussere erleuchtet das Innere, das Grössere gibt dem Kleineren Licht. Das Licht kommt in die Kirche hinein. Es leuchtet im Herzen auf: «Denn Gott, der gesagt hat: Aus der Finsternis soll Licht aufstrahlen! er ist es, der es in unsern Herzen hat aufstrahlen lassen, sodass wir erleuchtet wurden durch die Erkenntnis von der Herrlichkeit Gottes auf dem Angesicht Christi.» (2. Korinther 4, 6)

Dahinter steckt eine unerhörte Symbolik des Glaubens, der seine Kraft dem empfänglichen Herzen erschliesst. Es ist Morgen, und der alte, urchristliche Hymnus, der uns vom Apostel Paulus überliefert wurde und im Epheserbrief (5, 14) aufgeschrieben steht, mag uns in den Sinn kommen:

«Wach auf, der du schläfst,
und steh auf von den Toten,
so wird Christus dir als Licht aufgehen.»

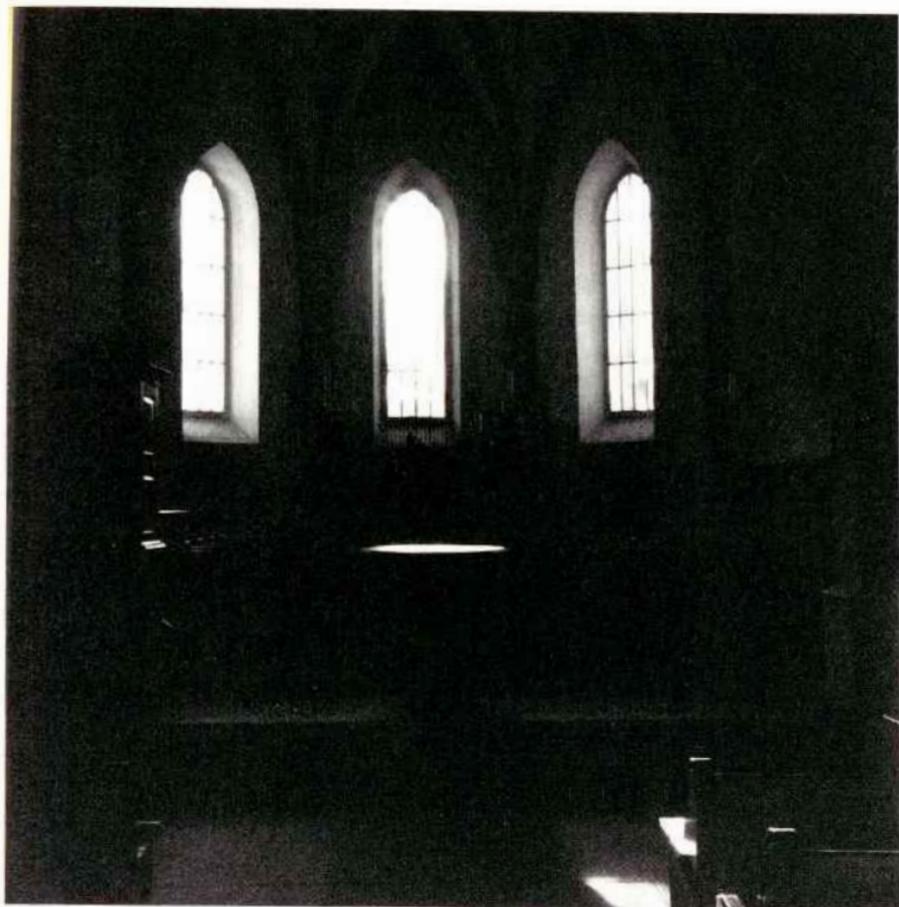
Wer so aufsteht, lebt wirklich. Das helle Licht des Glaubens leuchtet ihm und erfüllt sein Leben. Das Leben bekommt Sinn. Der Mensch findet zum Licht – und das Licht findet zum Menschen. Wie wir in Jesaja 60 lesen: «Mache dich auf, werde licht! denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn strahlt auf über dir . . . Der Herr wird dein ewiges Licht sein.» Das sichtbare Licht der Sonne deutet auf das unsichtbare Lebenslicht, das einem jeden von uns bereitet ist.

Diese Symbolik ist uralte. Die Baumeister älterer Kirchen kannten sie und wandten sie an. Am vorhergehenden Abend des bezeichneten Tages bereits pflegten sich die Bauleute und



die Kirchenmänner am Ort, wo die Kirche gebaut werden sollte, zu versammeln. Sie verbrachten die Nacht gemeinsam mit Gebeten und Andachtsübungen. Einer hatte die Sonne zu beobachten und Bescheid zu geben, wenn ihre ersten Strahlen über dem Horizont erschienen. Und wenn sie voll in Sicht war, wurde die Ausrichtungslinie der Kirche, die entstehen sollte, bestimmt. Vermutlich hat man am bestimmten Ort eine Latte im Boden befestigt und dann – bei voller Sicht der Sonne am Horizont – eine Schnur nach ihrem Schatten gespannt. So etwa konnte die Orientierung der Kirche bestimmt werden.

Neben dem Felsenzug wird also der Sonnenaufgang vom Martinstag, dem 11. November, um 9 Uhr, bestimmend für die Orientierung der St.Martinskirche von Gretschins gewesen sein. Diese Entdeckung durfte ich im Spätjahr 1987 machen. Dass die Sonne aber im Frühjahr wieder an jenen Aufgangsort



über dem Girensitz zurückkehrt, darauf wurde ich erst 1991 durch die Lektüre des Büchleins «Die Menhire auf Planezzas/Falera» von Ulrich und Greti Büchi aufmerksam. In Falera befindet sich nämlich ein Stein, auf dessen glatte Fläche die Sonne am 11. November und am 2. Februar am Mittag genau senkrecht herunterscheint. Diese Daten bezeichnen den Anfang und das Ende des Bauernwinters. Dass der 11. 11. und der 2. 2. in einer Beziehung zueinander stehen könnten, daran hatte ich zunächst nicht gedacht. Ich stellte am 2. Februar 1991 jedoch fest, dass die Sonne vom Chor der St.Martinskirche von Gretschins aus gesehen wiederum über dem Girensitz erscheint, diesmal jedoch etwa eine halbe Stunde später, um 9.30 Uhr, was durch die Ekliptik im Sonnenlauf zu erklären ist und ein Maximum darstellt. Somit zeigte die durch das mittlere Chorfenster hereinstrahlende Sonne dem Kirchenbesucher, der noch seinen

Bezug zur Natur hatte, den Anfang gleichermassen wie das Ende des Bauernwinters an. Er orientierte sein Leben an der Kirche – im praktischen und im übertragenen Sinne.

Der Martinstag war einst sehr stark im Bewusstsein der Bauernbevölkerung verwurzelt, galt er doch als Zinstag. Der Martini-Markt wird auch heute noch vielenorts abgehalten.

Durch die Ausrichtung der Kirchen nach Sonnenaufgang eines bestimmten Tages werden alljährlich wiederkehrend dieselben astronomischen Verhältnisse geschaffen, wie sie am Tage der ersten Einweihung herrschten. Noch im Jahre 1629 wurde in Gretschins ein Pfarrer am Martinstag in sein Amt eingesetzt. Es handelte sich um Herkules Tschudi, der mit dem Tauf- und Eheregister das erste Kirchenbuch einführt und eine Pfarrerdynastie am Ort begründete, welche das Amt in ununterbrochener Folge während 121 Jahren treu versah.

Martin galt als der Nationalheilige der Merowinger, unter welche Wartau als ein Teil von Rätien im Jahre 536 kam. Sein Name ist weitverbreitet. Er rührt von jenem Reitersmann her, welcher der Legende nach mit dem Schwert seinen Mantel entzweischneidete und ihn mit einem frierenden Bettler teilte. In der Nacht darauf erschien ihm im Traum Christus in diesem Mantel. Dieses Erlebnis machte ihn zum Christen, so dass er nach und nach seinen Dienst in der Armee aufgab und seine Begabungen der christlichen Gemeinde zur Verfügung stellte.

Es handelt sich hier um den heiliggesprochenen Martin von Tours, der im Jahre 316 geboren wurde und zwischen 397 und 401 starb. Er war zunächst Soldat, später Bischof. Sein Fest, der 11. November, ist heute noch in vielen Gegenden mit alten Volksbräuchen verknüpft, so etwa mit der berühmten Martinsgans.

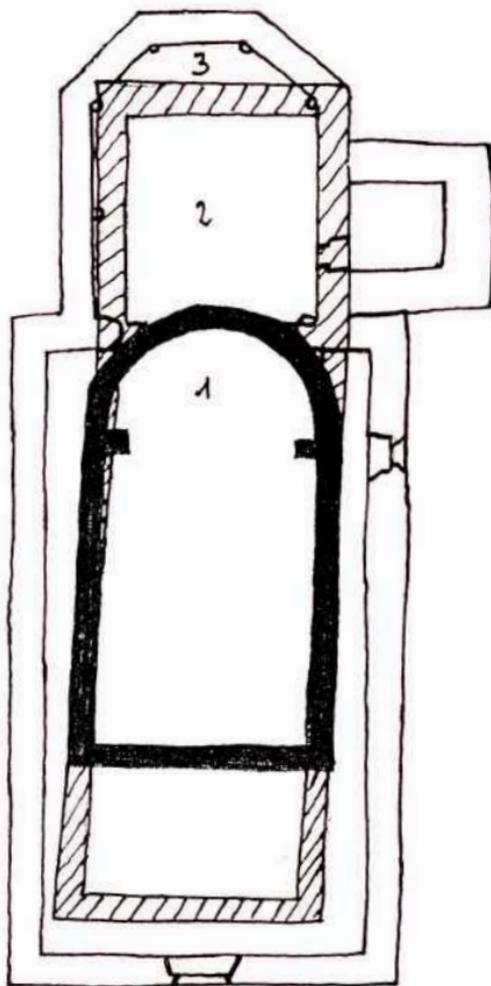
Wenn sich die Kirche von Gretschins nach dem Sonnenaufgang an diesem Tag richtet, so bedeutet das, dass die ansässige christliche Gemeinde und ihre einzelnen Angehörigen sich ihr Leben ursprünglich nach der guten Tat dieses Mannes ausgerichtet haben: Christus erscheint im Bedürftigen, im Geringsten. Der Gemeinde war das Jesus-Wort aus dem Matthäus-Evangelium vor Augen: «Wiefern ihr es einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, habt ihr es mir getan.» (Mat. 25, 40). Gerade in der heutigen Zeit, in welcher es so viele Leidende und Verfolgte gibt in der Welt, ist es nötig, das

Leben wieder von neuem an diesem Wort zu orientieren. Wo leidet Christus? In welchen Menschen erscheint er uns? Was können wir von Herzen geben? Wir als Kirche Jesu Christi werden unsere Aufgabe und Existenzberechtigung haben, wenn wir zum leidenden Christus stehen und uns mit dem im Bruder und in der Schwester leidenden Herrn solidarisieren. Dadurch erhalten wir unsere Bestimmung, aber auch den Sinn für unser Leben und die Kraft dazu.

Mit Eindringlichkeit habe ich nun auf die Bedeutung der Orientierung der alten Kirchen hingewiesen. Ich habe dies mit um so grösserer Überzeugung getan, weil mir bewusst geworden ist, dass die geografische Lage vieler Kirchen überhaupt nicht mehr beachtet wird. In manchen Plänen und Grundrissen sogar von berühmten Kirchen sind die Himmelsrichtungen gar nicht oder falsch eingezeichnet. Offensichtlich bilden sie nicht einen Gegenstand des Interesses, weil das Wissen um ihre einstige Bedeutung verlorengegangen ist. Vielleicht will man dieses Wissen auch nicht wahrhaben, da man es für heidnischen Ursprungs hält. Diese Einstellung finde ich falsch. Sie entspricht auch nicht jener zahlreicher alter Kirchenväter, die das alte Wissen für den Kirchenbau genutzt wissen wollten.

So hat etwa Origenes darauf hingewiesen, dass die Ausrichtung nach der Sonne die Orientierung der Seele nach dem wahren Licht – Christus – symbolisiere. Auch Augustinus berichtet vom Gebet gegen Sonnenaufgang. Und Thomas von Aquin sagt, damit zeigten wir die Herrlichkeit Gottes und die Erwartung der Wiederkunft unseres Herrn. Klemens von Alexandrien führte aus, dass die Höhe (der Zenit), die Tiefe (der Nadir), die Rechte (der Süden), die Linke (der Norden), die Vorderseite (der Osten) und die Rückenwand (der Westen) zusammen mit der Mitte (das Zentrum) das Geheimnis der im Kirchenbau oft verwendeten Siebenzahl ausmachen. Schon Paulus spielte auf diese uralte Symbolik an, als er den Ephesern wünschte, «mit allen Heiligen innezuwerden, welches die Breite und Länge und Höhe und Tiefe sei, und zu erkennen die das Erkennen übersteigende Liebe Christi, auf dass ihr erfüllt werdet zu der ganzen Fülle Gottes.» (Eph. 3, 18–19).

Die Kirche hört also nicht bei ihren Mauern auf. Ihr Sinn reicht in die Tiefen und Höhen menschlichen Erlebens und strahlt nach allen Himmelsrichtungen aus. Die Kreuzsymbolik



Die erste (vor 1000 n. Chr.), die zweite (um 1200 n. Chr.) und die dritte Kirche von Gretschins (1493 n. Chr.) sind nach dem Sonnenaufgang am Martinstag (11. 11., um 9 Uhr) und an Lichtmess (2. 2., um ca. 9.30 Uhr) orientiert. Martin war einst der Schutzheilige dieser Kirchen. Der Martinstag galt als der Anfang und Lichtmess als das Ende des Bauernwinters.

Die geringfügigen Abweichungen lassen sich durch bautechnische und kalendarische Gründe erklären.

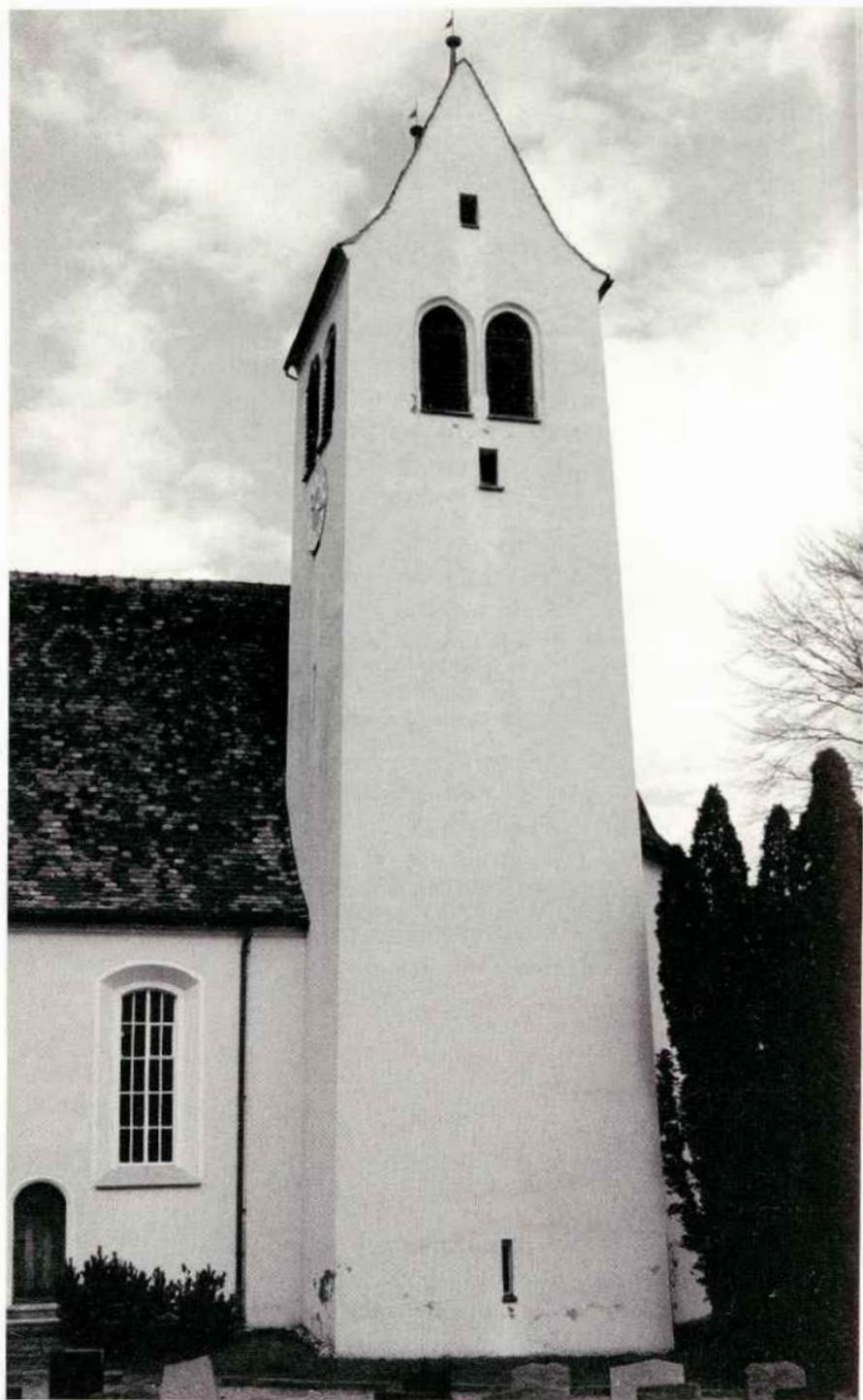
Der Eintretende schreitet dem Sonnenaufgang entgegen, weil ihm Christus als das Licht der Welt im Herzen aufstrahlt.

ist von ähnlichem Charakter. Kirche lässt sich nicht in Mauern bannen, wiewohl sie ihrer bedarf. Kirche wirkt in der Welt und für die Welt. Sie ist verbunden mit ihrem Herrn und Gott, eingebettet in den Kosmos, und sie möchte alle Geschöpfe erreichen. Hierin liegt etwas ganz Tiefes verborgen, das sich nur dem Erlebnis des Herzens in der Gemeinschaft zu erschliessen vermag. Ich glaube, es hat damit zu tun, dass die Liebe die Welt zusammenhält und auch einem jeden von uns Geborgenheit schenkt. Der Kirchenbau allein kann dieses Erlebnis freilich nicht vermitteln, es gehören dazu die Gottesdienste. Aber der Kirchenbau mit seiner weisen Symbolik kann solches Erlebnis fördern und der Verkündigung hilfreich zu Diensten sein. Deshalb ist es bei jedem Neu- oder Umbau von Kirchen von grösster Wichtigkeit, dass Bau- und Kirchenleute möglichst gut zusammenwirken. Und man wird gut daran tun, die Himmelsrichtungen und die Umgebung, in welche das Gotteshaus eingebettet liegt, nicht ausser acht zu lassen.

DIE HARMONIE

«Er ist unser Friede,
der beide Teile
zu einem Ganzen gemacht hat.»

Epheserbrief 2, 14



Wer dem Kirchdorfe von Gretschins zuschreitet und bei der Kirche verweilt, spürt, dass dieser Ort eine eigentümliche Anziehungskraft besitzt und eine wohlthuend anregende Harmonie ausstrahlt. Er weiss vielleicht nicht warum, aber er fühlt, dass dieses Gotteshaus lebendig und bergend wirkt, und dass die Umgebung, in welche es eingebettet ist, einen lieblichen Eindruck auf ihn macht.

Viele mögen diese Eindrücke und Wirkungen für zufällig halten. Wenn man sich jedoch eingehender mit der Symbolik des Kirchenbaus auseinandersetzt und sich mit der Bestimmung und dem Ausfindigmachen der alten heiligen Orte beschäftigt, stösst man auf altes Wissen, das zu früheren Zeiten durch weise Bauleute allgemein Anwendung fand. Das Ziel dieser Techniken galt ausnahmslos der Begünstigung einer friedvollen und harmonischen Atmosphäre, die geistliches Leben auf lange Zeit hinaus ermöglicht. Solches Bemühen findet seine theologische Begründung letztlich im Versöhnungswerk Christi, dessen Geist Gegensätzliches zusammenzuführen vermag.

Auf einige Beobachtungen sei nachfolgend hingewiesen. Diese Hinweise erheben weder Anspruch auf Vollständigkeit noch auf Wissenschaftlichkeit. Sie wollen nicht mehr als Anregungen sein.

Ist es nicht merkwürdig, dass wir beim Blick auf ein Dorf sofort die Kirche ausmachen können? Kirchgebäude haben eine eigene Architektur. Sie unterscheiden sich auf den ersten Blick von weltlichen Bauten. Die Gotteshäuser sind anders gebaut als die Häuser von uns Menschen.

Das verdanken sie vor allem der Aufteilung in Turm und Schiff. Der schmale, nach oben, aussen hin gerichtete Turm und das aufnehmende, bergende, nach innen gerichtete Schiff. Man

kann den Turm als ein Zeichen für das Männliche im Menschen (oder für den Mann) und das Schiff als ein Zeichen für das Weibliche im Menschen (oder die Frau) ansehen. Dies sind aber nur Erklärungsmuster für Gegensätze, welche in der Vereinigung Frucht bringen. Die herkömmliche Kirche besteht also aus zwei Teilen, und wo sie zusammenkommen, ist meistens die Chorgegend, in welcher das Wort Gottes verkündigt und das Abendmahl eingesetzt wird und Lieder ertönen, also die wichtigsten Handlungen vorgenommen werden, die lebensspendend wirken sollen. Der Chortheil wäre demnach mit dem gebärenden Mutterschoss zu vergleichen, in welchen der aufkeimende Same des lebendig machenden Wortes Gottes gelegt wurde. Von hier aus will es sich entfalten und wirken. Kirchenschiff und Kirchturm stehen für die weibliche und die männliche Seite im Menschen und im Leben; sie stehen für die Gegensätze des Lebens überhaupt. Solche Gegensätze schaffen im rechten Geist Frucht – ansonsten würden sie höchst zerstörerisch wirken. Vergessen wir nicht, dass Paulus den Galatern (3, 28) geschrieben hat: «Da ist nicht Jude noch Grieche, da ist nicht Sklave noch Freier, das ist nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.»

Wer die Eingangspartie der Kirche von Gretschins betrachtet, stellt mit einemmal fest, dass weder die Türe noch die darüberliegenden Fensterchen in der Mitte und auf einer Linie liegen. Wenn man den Massstab vors Auge hielte, würde man namhafte Abweichungen ausmachen, die einem vorher gar nicht aufgefallen sind und einen schon gar nicht gestört haben. Im Gegenteil! Sie machen die unbewusst wirkende Lebendigkeit des Gebäudes aus. Wie es nämlich ein «Zurechthören» in der Musik gibt, so gibt es auch ein «Zurechtsehen» in der Architektur. Das Auge sieht die Unebenheiten der Kirche zurecht, der innere Mensch nimmt jedoch die Lebendigkeit wahr und reagiert auf feinste Weise auf sie.

Auch die Fensterchen am Turm liegen beileibe nicht auf einer Linie. Zudem ist der Turm konisch gebaut, unten wesentlich breiter als oben. Das hat statische Gründe. Die Maler, welche Bilder von unserer Kirche anfertigen, haben diese Kenntnisse über die Unregelmässigkeiten der Kirche und den konischen Turm meistens nicht – und bringen deshalb die Lebendigkeit der Kirche nicht auf das Blatt oder die Leinwand.

In der heutigen Architektur wird in der Regel anders verfahren. Die Gebäulichkeiten werden streng symmetrisch angeordnet, die Fenster und Türen kommen auf exakten Linien zu liegen – und dadurch wirken diese heutigen Häuser und Bauten in vielen Fällen leblos, steril.

Hinter der alten Methode der Unregelmässigkeiten und Unebenheiten steckt die Weisheit, dass der Mensch mit der absoluten Exaktheit und Genauigkeit am Leben vorbeizieht. Wenn wir etwas zu genau, zu exakt und zu gut machen wollen, dann schliessen wir gleichsam das Leben ein, statt es zu öffnen.

Mit den kleinen Unregelmässigkeiten am Bau werden auch die Durchdringung und die Vereinigung der Gegensätze von rechts und links, oben und unten behutsam angezeigt. Die Gegensätze werden dergestalt in ein Verhältnis zueinander gebracht, dass sie harmonisch wirken.

Die Vereinigung von Gegensätzlichkeiten ist auch an der Lage der Kirche erkennbar. Wenn wir vor dem Portal stehen, sehen wir zur Rechten die Ebene, und zur Linken befindet sich eben der abfallende Felsrücken, auf welchem die linke Kirchenmauer steht. Rechts also die milde Ebene, links der strenge Felszug. Und das Kirchengebäude vereinigt beides.

Man könnte das Milde, die Ebene, wieder das weibliche und das Strenge, den Felsen, das männliche Prinzip nennen. Diese beiden Prinzipien werden durch den Kirchenbau miteinander verbunden. Und sie durchdringen sich gegenseitig. Wenn man daran denkt, dass der männliche Turm auf der weiblichen Seite steht und in der Kirche die Frauen auf der Seite des männlichen Felsens zu sitzen pflegen, wo sich auch die Linde befindet, dann kann man sogar von einer Durchdringung dieser Prinzipien sprechen. Zudem liegt die Kirche, abgeschirmt durch die dahinter sich erhebenden Hügel, wie in einem Ellbogen. Das verleiht ihrem Standort eine gewisse Ruhe.

Solche Gegebenheiten, wie auch Sonnenauf- und -untergänge und andere astronomische Kennzeichen, wurden zu früheren Zeiten bei der Wahl von Standorten der Heiligtümer durchaus berücksichtigt. In den meisten Fällen kommt die «Idylle» nicht von ungefähr, sondern sie wurde durch das sorgfältige Beobachten verschiedenster Kriterien von weisen Menschenherzen gesucht und geschaffen.

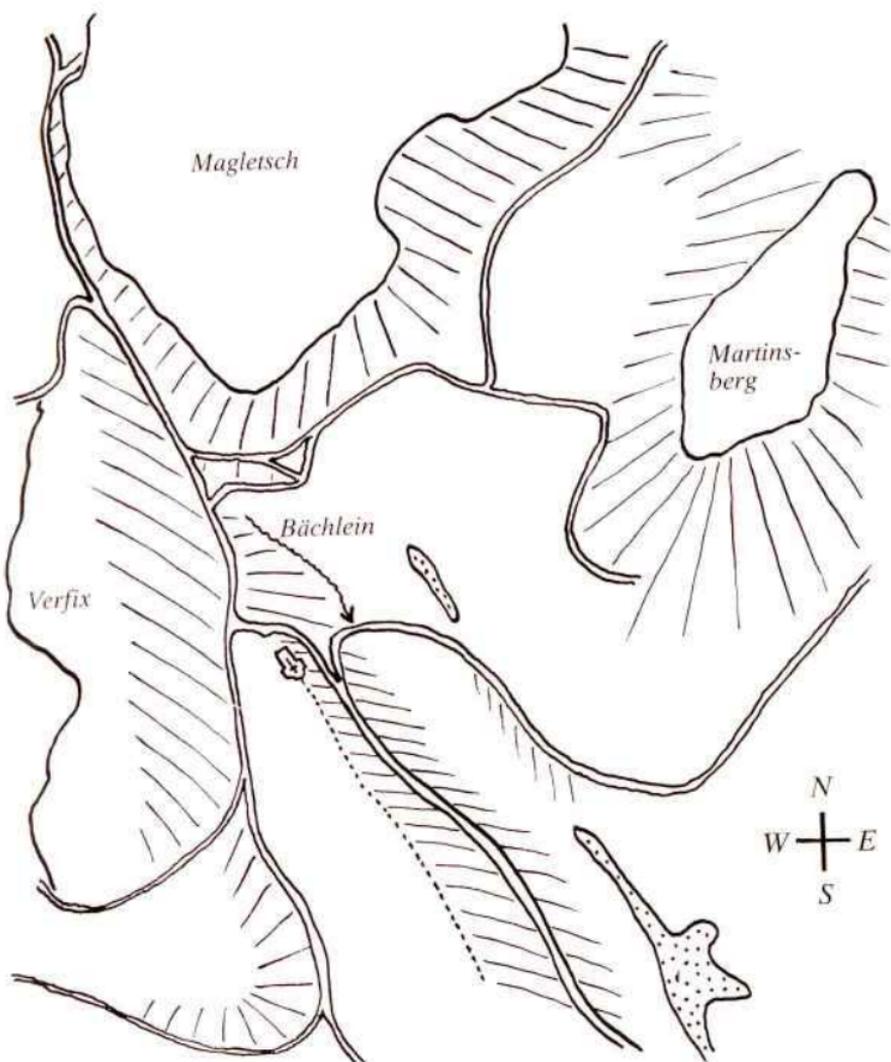
Besonders ausgeprägt und eindrücklich wissen wir das von

China zu berichten. Im 19. Jahrhundert wollten dort Europäer Bahnen bauen, um den Erztransport zu beschleunigen. Chinesische Beamte lehnten zum Ärger und zum Unverständnis der Europäer dabei den Bau einer Bahn ab mit der Begründung: Feng-Schui. Immer wieder waren diese sonderlichen Worte «Feng-Schui» zu hören, welche die Europäer nicht verstanden. Oder es wurde etwa gesagt, man dürfe einem gewissen Drachen oder Tiger nicht den Schwanz abschneiden, und darum könne diese Bahn nicht gebaut werden. Ein englischer Missionar namens E. J. Eitel brachte die Neugierde und Geduld sowie das nötige Einfühlungsvermögen auf, dem Rätsel auf den Grund zu gehen, und er wurde zum ersten europäischen Feng-Schui-Forscher.

Ein Junge, den Eitel fragte, was Feng-Schui eigentlich heisse, gab ihm zur Antwort: «Wind und Wasser. Der Wind, den du nicht greifen kannst, das Wasser, das du nicht erfassen kannst.» Im folgenden fand Eitel heraus, dass es sich hierbei um eine wissenschaftliche Methode handelte, die Gebäulichkeiten, die Felder und Wege so in die Landschaft zu legen, damit die Menschen möglichst gewinnbringend und segensreich in ihr leben und sich von ihr ernähren konnten.

Das Interessante und Lustige ist nun, dass die Lage der Kirche von Gretschins den Kriterien, welche wir aus dem Feng-Schui kennen, durchaus entspricht. Der Chinese würde die linke, strenge Felsenseite den Azurblauen Drachen nennen, und die rechte, milde Seite wäre der Weisse Tiger. Die gute Stelle liegt dort, wo die beiden zusammenkommen, nicht an einer exponierten, sondern an einer bescheidenen, zurückversetzten Lage. Dahinter die schützenden Hügel, damit der «Wind, den du nicht greifen kannst», möglichst lange bleiben kann.

Bei allen diesen Dingen, die man berücksichtigt hat, geht es darum, die äusseren Verhältnisse so einzurichten, dass eine innere Einstimmung auf das geistliche, kraftbringende Leben ermöglicht, gefördert und erleichtert wird. Es sollte eine Harmonie geschaffen werden, welche der Seele des einzelnen und dem Leben der Gemeinschaft zustatten kommt. Dabei sollte das Äussere durchaus auf das Innere wirken und einen positiven Einfluss auf das geistige und geistliche Leben nehmen, das ja dann wiederum das äussere Leben prägt und gestaltet. Die



Die Lage der Kirche von Gretschins entspricht den Kriterien des chinesischen Feng-Schui. Vom Eingang der Kirche aus betrachtet, befindet sich auf der rechten Seite die milde Ebene, der «Weisse Tiger». Auf der linken Seite liegt der strenge Felshang, der «Azurblaue Drachen». Der Gottesdienstort verbindet diese beiden Gegensätze und wird durch die dahinterliegenden Hügel gleichsam in einen Ellbogen eingebettet, welcher Ruhe und Besinnlichkeit begünstigt.

Beobachtung solcher Zusammenhänge und solchen Zusammenwirkens geht in der heutigen Zeit fast gänzlich verloren, und damit schwindet auch die Lebenskraft.

Zum «Wind, den du nicht greifen kannst» gehört auch das Lebelement vom «Wasser, das du nicht erfassen kannst». Dieses befindet sich in Gretschins – wenn man vor der Kirche steht – ebenfalls zur Linken wie der Fels und der Weg. Feng-Schui weiss zu erzählen, dass das Wasser des Baches in geschlängelter Form fliessen sollte, damit die guten Kräfte nicht zu schnell davongehen. Zweifelsohne wird auf diese Weise das Wasser durch Sauerstoff angereichert, und es bringt Menschen, Pflanzen und Tieren grossen Segen und Lebenskraft. Wasser und Wegeläufe sollten nicht schnurgerade sein, damit das Leben in ihnen pulsieren kann. Das Rauschen des Wassers wirkt auf den menschlichen Geist anregend und auf das Gemüt belebend. Deshalb sollte man – ganz abgesehen von ökologischen Gründen, die auch zählen – das Wasser in freier Natur fliessen lassen und nicht unterirdisch führen.

Eigenartigerweise gibt es eine alte, von unbekannter Hand zum Glück niedergeschriebene Geschichte mit dem Titel «Das Wasser von Gretschins». Sie erzählt von einem Mädchen aus dem Kirchdorfe, das schwerkrank ins Spital von Grabs gebracht werden musste. Schon schien es, dass keine Medizin und ärztliche Kunst mehr helfen konnten, da fragte eine beherzte Krankenschwester das Kind: «Kätherli, hast du einen Wunsch?» Und ob es einen hatte! «Wenn ich Wasser hätte vom Brunnen daheim in Gretschins, vom Brunnen bei der alten Trotte, dann würde ich gesund! Es ist anders als euer Wasser, ganz kalt und frisch.» Schnell wurde der Wunsch nach Hause ins Kirchdörfchen berichtet, und Ueli, der grosse Bruder, brachte das Wasser in Flaschen zu Fuss ins Spital. Mit wahrer Andacht, so berichtet die Geschichte, trank das kranke Kind in langen Zügen das Wasser vom heimatlichen Brunnen. «Ich danke, jetzt will ich schlafen, jetzt werde ich gesund!» sagte daraufhin das Mädchen, und ihr Bruder trug die gute Botschaft alsdann nach Hause.

Diese ergreifende Geschichte habe ich schon anlässlich von Familiengottesdiensten in der Gretschinser Kirche erzählt, und sie hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Es haftet ihr etwas unaussprechlich Urtümliches an. Es ist nicht in Worte zu fassen und kommt dem nahe, was jener Junge im Hinblick auf das Feng-

Schui sagte: dem «Wasser, das du nicht erfassen kannst». Und so endet jene Geschichte denn auch mit dem Hinweis auf das Wort vom Quell des Lebens im 36. Psalm und auf das berühmte Jesus-Wort im Johannes-Evangelium 4, 14: «Das Wasser, das ich ihm geben werde, wird in ihm eine Quelle Wassers werden, das ins ewige Leben quillt.» Und so weist das sichtbare Wasser auf einen unsichtbaren Lebensquell hin, dem wir angeschlossen sein dürfen und den wir im Glauben finden.

Zum Schluss möchte ich auf die alten Kapellen- und Kirchorte von Wartau hinweisen. Neben der Beobachtung der besonderen Ausrichtung der Martinskirche von Gretschins durfte ich im Herbst 1987 nämlich noch eine zweite eigenartige Entdeckung machen. Aus Literatur, welche aus der englischen Sprache übersetzt worden war, erfuhr ich, dass alte Heiligtümer oft in besonderer Weise miteinander verbunden sind. Sollte dies etwa auch auf Wartau zutreffen?

Kurzerhand entschlossen zog ich den wertvollen Übersichtsplan der Gemeinde Wartau bei und bezeichnete die alten Kapellenstandorte: das verwaiste Schulhäuschen in Malans, das auf den Grundmauern der einstigen Laurentius-Kapelle ruht; das Schulhaus in Oberschan, wo früher eine Oswald-Kapelle stand; jene Stelle auf dem Martinsberg hinter der Burgruine Wartau, wo im Jahre 1985 verschiedene Kapellenböden und ein Steinhalfkreis durch eine Archäologengruppe der Universität Zürich ausgegraben wurden; die einzige noch bestehende und in den achtziger Jahren wiederhergestellte Kapelle von Fontnas, die einst dem Erasmus geweiht war; den mutmasslichen Standort der abgegangenen Niklaus-Kapelle in Azmoos, welche der Überlieferung nach einen Steinwurf dorfeinwärts von der heutigen, aus dem 18. Jahrhundert stammenden Kirche gelegen hat; und natürlich die Kirche von Gretschins. Es bot sich mir in der Tat ein verblüffend eigenartiges Bild, das sich einem lediglich aus der Vogelschau auf der Landkarte präsentiert und dem jahrelang im Gelände Lebenden verschlossen bleibt!

Mit Sicherheit kann man folgendes mit barem Auge feststellen: Die alten Kapellenorte liegen auffällig im Koordinatennetz und scheinen in einer Beziehung zu den Himmelsrichtungen zu stehen. Im speziellen befinden sich die Kapelle von Fontnas und das Schulhäuschen von Malans auf einer exakten Ost-West-Linie; und wenn man bedenkt, dass die Kapelle von Fontnas

○ *Oberschan*

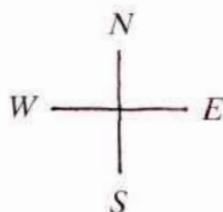
○ *Martinsberg*

○ *Gretschins*

Malans ○

○ *Fontnas*

Azmoos ○

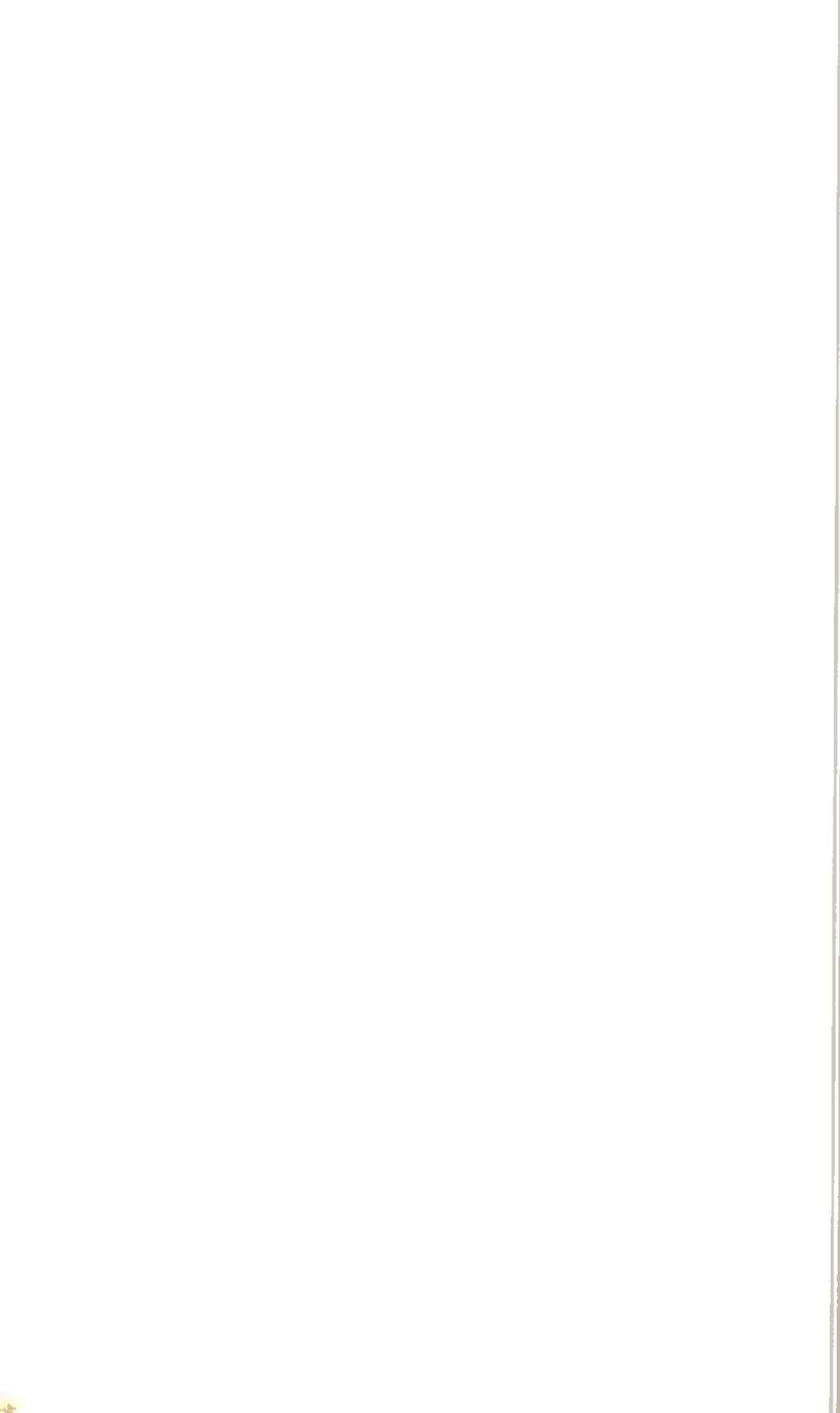


Die alten Kapellen- und Kirchorte von Wartau liegen auffällig im Koordinatennetz und scheinen eine Beziehung zu den Himmelsrichtungen zu haben. Von keinem der Dorfkerne sieht man zum andern, aber die Burgruine Wartau (Martinsberg) ist von allen aus sichtbar.

genau geostet ist, dann haben die Fontnaser, wenn sie in ihrem Haus der Andacht sitzen, die Malanser im Rücken – ohne dass man von Fontnas nach Malans sähe. Überhaupt sieht man von keiner der alten Wartauer Dorfsiedlungen in die andere, aber von jedem der alten Dorfkerne aus sieht man die Burgruine Wartau, hinter welcher sich einst ein Heiligtum befand.

Das führt dazu, dass man in jedem der alten Wartauer Dörfer gleichsam das Gefühl hat, man sei «allein auf der Welt». Und doch scheint es eine Verbindung unter diesen Dörfern zu geben, nicht nur eine politische, sondern auch eine geografische. So fährt man durch die Gemeinde Wartau und entdeckt immer wieder ein neues Dorf, das für sich allein dasteht. Die historische Mutterkirche von Gretschins liegt gleichsam an einem geografischen Herzpunkt inmitten der alten Kapellenorte. Die alten Wartauer Dörfer befinden sich alle an idyllischen, sorgsam in die Landschaft eingebetteten Orten. Das tief in die Landschaft eingegrabene Tobel zwischen Gretschins und Malans, dort, wo sich der Wasserlauf und der Weg kreuzen, bildet als Nabelpunkt gewissermassen eine Mitte.

Auf diese Beobachtungen, welche mit der Harmonie von Landschaft und Siedlungsplanung zu tun haben, sei einfach hingewiesen. In der Gegend hält sich hartnäckig seit langer Zeit die Legende, bei der Burgruine von Wartau berge die Erde ein goldenes Kegelspiel. Ob damit ursprünglich ein Schatz alten Wissens gemeint war, der im Laufe der Jahrhunderte verloren ging?



LITERATURAUSWAHL

- Abt-Baechli, Regina: Der Heilige und das Schwein. Ein psychologischer Beitrag. Zürich 1983
- Büchi, Ulrich und Greti / Cathomen, Ignaz: Die Menhire auf Planezzas/Falera. Stäfa 1990
- Caminada, Christian: Graubünden. Die verzauberten Täler. Die urgeschichtlichen Kulte und Bräuche im alten Rätien. Disentis 1986 (Olten und Freiburg i. Br. 1961)
- Eitel, E. J.: Feng-Schui, oder Die Rudimente der Naturwissenschaft in China. Zürich 1983 (1873 London)
- Endres, Franz Carl: Alte Geheimnisse um Leben und Tod. Zürich und Leipzig 1938
- Hani, Jean: Le Symbolisme du Temple Chrétien. Paris 1990
- Höhler, Gertrud: Die Bäume des Lebens. Baumsymbole in den Kulturen der Menschheit. Stuttgart 1985
- Küchli, Christian: Auf den Eichen wachsen die besten Schinken. Zehn intime Baumporträts. Frauenfeld 1990 (3. Auflage seit 1987)
- Kuratli, Jakob: Geschichte der Kirche von Wartau-Gretschins, Buchs 1984 (1. Auflage 1950)
- Lionel, Frédéric: Die heilige Astrologie. Kosmische Architektur – Einsicht in eine verborgene Welt. Freiburg i. Br. 1987
- Mechthild von Magdeburg: Ich tanze, wenn du mich führst. Texte zum Nachdenken, ausgewählt von Margot Schmidt. Freiburg i. Br. 1988
- Michell, John: Die Geomantie von Atlantis. Wissenschaft und Mythos der Erdenergien. München 1984
- Pennick, Nigel: Einst war uns die Erde heilig. Zürich 1987
- Drs. Die alte Wissenschaft der Geomantie. Der Mensch im Einklang mit der Erde. München 1982

- Rahner, Hugo: Symbole der Kirche. Die Ekklesiologie der Väter. Salzburg 1964
- Schröder, Julius Hermann: Deutsche Baugeschichte. Entwicklungsübersicht mit Zeichnungen des Verfassers. Augsburg 1950
- Vescoli, Michael: Keltischer Baumkreis. Träumerei über den Menschen, die Zeit und die Bäume. Zürich 1990 (3. Auflage seit 1988)
- Weisst du, dass die Bäume reden. Weisheit der Indianer. Ausgewählt und übertragen von Käthe Recheis und Georg Bydliniski, Wien 1990 (16. Auflage seit 1983)

Die Bibelzitate sind in der Regel der Zürcher Bibel, welche auf die Reformation Zwinglis zurückgeht, entnommen. Zürich 1971 (Text aus dem Jahre 1955). Diese Übersetzung gilt nach wie vor in der Wissenschaft als eine der zuverlässigsten Übertragungen ins Deutsche.

Die Zeichnungen und die Fotografien stammen vom Verfasser und seiner Frau Susanne.

Alte Gottesdienstorte sind sorgsam in die Landschaft eingebettet, mit der sie eine heute selten gewordene Harmonie ausstrahlen.

Warum liegt die Kirche von Gretschins südöstlich?

Was bedeutet die grosse Linde?

Worin besteht die Harmonie des Ortes?

Solchen Fragen geht Pfarrer Vetsch im vorliegenden Büchlein nach. Es enthält neue Erkenntnisse über den Bau dieses Gotteshauses und bringt seine Symbolik lebendig zur Entfaltung.